



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

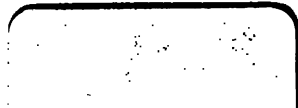
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

v VOSS (Julius)

Fragment

BIBLIOTHECA
HIRSCHBERGIANA

F01890



UNIVERSITY OF MICHIGAN
LIBRARY





**BIBLIOTHECA
HIRSCHBERGIANA**

F01890





DD 17

1/1

Stacks

Erstes Kapitel.

Deutsche Weisheit.

Das neuere Leutonien ist das Land der Weisheit. Ohne daß das Genie hier zum häufigen Erbtheil wurde, ohne daß ein romantisches Klima Begeisterung haucht, ist man nirgends so viel unterrichtet. Ein tiefen Eindrücken offnes Herz, eine fleißig geübte Geisteskraft sind keineswegs selten. Sendet zu uns, ihr Fremden, über jede Kunde, die das Interesse der Menschheit berührt, findet ihr Belehrung. Keiner Wissenschaft mangeln Forscher und Erweiterer; keine Kunst, der nicht gehuldigt wird; und was etwa an kühnem Flug zurückbleibt, wiegt eine gegründete Kritik auf. Spekulative Philosophie, Sternkunde und Musik suchen ihre höchsten Meister bei uns, die Geschichte nennt ehrwürdige Helden, und Erfinder, der ganzen Menschheit heilig.



Das Ganze und der einzelne Theil, in der Regel klebt dies Etwas aller Orten an. Man schiebt es mit Recht auf die Umstände. Aber in der Säumnis, sich zum Meister der Umstände zu machen, wird es wieder erblickt. Diese Ansicht führt zu einem Birkel.

Wir müssen diesem Etwas einen Namen aussprechen, der nicht zu rauh klingt, denn der Sohn soll ihn vor dem Mutterohr nennen; der aber doch zur Sache paßt, und nichts Dunkles im Begriff zurückläßt.

Er heiße: Nicht-Weisheit.

Zweites Kapitel.

Deutsche Nicht-Weisheit.

— Die Sünden der Väter such' ich heim, bis ins dritte, und vierte Glied —

Wenns damit nur gethan wäre. Länger schon muß die arme Germania büßen, was die verschuldeten, deren Staub längst den Winden zuflog. Wann wird die Strafe enden? — Und schlimm, sehr schlimm!

daß die Natur jener Sünden eine unabwehrbare Tradition hat, daß die Enkel und Urenkel sie als ein angenöthigtes Erbtheil übernehmen mußten, daß eine dieser Sünden die Zweige mit der andern traulich verschlingt.

Der Stoff, von dem geredet wird, ist leider so groß, daß ihn Folianten nicht erschöpften, hier aber, wo es uns bloß um Erklärung des jüngst Erschienenen zu thun ist, berühren wir ihn nur oberflächlich, und klassifiziren, der Uebersicht halber, die deutsche Nicht-Weisheit folgendergestalt.

Die politische.

Die religiöse.

Die merkantilsche.

Die militärische.

A.

Politische Nicht-Weisheit.

Sie lastet unter ihren Schwestern am drückendsten auf uns. Doch wie gesagt, die innige Verwandtschaft mit jenen liegt am Tage.

Man hat Beispiele, daß sich Völker auf ihrem

Standpunkt der Kultur fixirten, und durch Lokalitäten begünstigt, (China, Japan,) ihre Selbstständigkeit länger durch den Strom der Zeit retteten, als andre, bei denen das Streben sichtbar ward, an der Spitze menschlicher intellektueller Fortschreitung zu stehn. Zu geistvoll ist aber das Volk Teuts, um sich nicht zu den letzteren zu gesellen, auch ward sein Ringen mit manchem strahlenden Preis belohnt.

Wir nennen unsre Väter, in mehr als einem Betracht, mit Stolz. Wie kömmts aber, daß sie, die Augen hatten zu sehen, oft in den wichtigsten Dingen nicht sahn? Zu diesen gehdrt doch Selbstständigkeit, und Ordnen der Kraft, um die Selbstständigkeit zu vertreten!

Die westlichen Länder Europens hatten in ganz frühen Zeiten Verfassungen, deren wahre Gestalt in das graue Dunkel gehüllt ist, doch aber auf tapfres, stolzes, freisinniges Vertreten der Selbstständigkeit schließen läßt. So unvollkommen auch die Verbindungsmittel waren, so erblickt man doch große Reiche der Vorzeit. Gegen Rom, das nach dem Scepter der Welt geizte, mußte sich die Kraft in großen Massen ordnen, und auch getheilte Völker, (die Ger-

manier selbst) traten in einen klüglich treuen Bund zusammen, wenn es Kampf gegen die Gefahr, die von den sieben Hügeln drohte, galt.

Da dem Kolossen aber die überwiegenden Mittel zu Gebot standen, sanken jene Völker nach und nach seinem Schwert, und die westlichen Länder Europas wurden römische Provinzen.

Als nach Roms Fall sie wieder in andre Hände übergingen, kam das Theilungs- und Feudal-System zur Sprache. Viele, mitunter triftige Gründe führten darauf. Als:

Die Wandervölker kannten die eroberten Länder noch nicht genug. Man mußte deshalb kleinere Bezirke, zur bequemeren Herrschaft, abstecken.

Man war an anderweitigen Mitteln, das Verdienst zu lohnen, arm.

Oft war mifflichen Spaltungen und innerem Krieg, womit mächtige Forderer, auf Thaten gestützt, drohten, nicht anders auszuweichen.

Die christliche Religion predigte den Frieden, und suchte ein allgemeines Band für ihre Anhänger. Die Besorgnisse, des Christen gegen den Christen, verminderten sich. — Diese Religion trat auch als Verdunklerin des Urtheils auf.

Erstes Kapitel.

Deutsche Weisheit.

Das neuere Leutonien ist das Land der Weisheit. Ohne daß das Genie hier zum häufigen Erbtheil wurde, ohne daß ein romantisches Klima Begeisterung haucht, ist man nirgends so viel unterrichtet. Ein tiefen Eindrücken offnes Herz, eine fleißig geübte Geisteskraft sind keineswegs selten. Sendet zu uns, ihr Fremden, über jede Kunde, die das Interesse der Menschheit berührt, findet ihr Belehrung. Keiner Wissenschaft mangeln Forscher und Erweiterer; keine Kunst, der nicht gehuldigt wird; und was etwa an kühnem Flug zurückbleibt, wiegt eine gegründete Kritik an. Spekulative Philosophie, Sternkunde und Musik suchen ihre höchsten Meister bei uns; die Geschichte nennt ehrwürdige Helden, und Erziehung die Menschheit heilig.

Dem glühenden Patriotismus erzogen, strebte ich in den Jahren der Jugend, dem Vaterlande meine Kraft zu weihen. — Es wies meine Wünsche zurück; ich kann mich aber, dem Liebenden gleich, dem das Bild der Gefeierten mit ewigen Farben in den Busen gegossen ist, nicht davon wenden. — Ich wählte mir indeß noch eine Freundin, eine oft gefährliche — die Wahrheit.

Im jetzt vorhandenen Drang der Zeiten vermag ichs nicht zu schweigen. Ich bilde mir sogar ein, mit dem, zu dessen unaufhörlicher Betrachtung mich das Gemüth drängte, wenn der Blick sich möglichst fesselfrei erhielt, ziemlich vertraut geworden zu seyn. Ich lege von meiner Ausbeute Einiges am

heimischen Altar nieder, jedoch nur im hingeworfnen Umriss. Dieser könnte, ich weiß es, nützen.

Zu einer umfassenderen Arbeit würde mich nur die Hoffnung anfeuern, mein Opfer geachtet zu sehn. Das darf jedoch der Unbedeutende nicht erwarten.

Berlin, im Mai 1806.

Erstes Kapitel.

Deutsche Weisheit.

Das neuere Leutonien ist das Land der Weisheit. Ohne daß das Genie hier zum häufigen Erbtheil wurde, ohne daß ein romantisches Klima Begeisterung haucht, ist man nirgends so viel unterrichtet. Ein tiefen Eindrücken offnes Herz, eine fleißig geübte Geisteskraft sind keineswegs selten. Sendet zu uns, ihr Fremden, über jede Kunde, die das Interesse der Menschheit berührt, findet ihr Belehrung. Keiner Wissenschaft mangeln Forscher und Erweiterer; keine Kunst, der nicht gehuldigt wird; und was etwa an kühnem Flug zurückbleibt, wiegt eine gegründete Kritik auf. Spekulative Philosophie, Sternkunde und Musik suchen ihre höchsten Meister bei uns, die Geschichte nennt ehrwürdige Helden, und Erfinder, der ganzen Menschheit heilig.

Doch, wozu nach Schmuck der Beredsamkeit haschen. Jedermann nennt die Belege des Ausspruchs, daß Deutschland das Land der Weisheit sey.

Bei dem allem aber scheinen die Tempelwände dieser Tugend nicht auf sichern Grundpfeilern zu ruhn. Jeden Moment wankt das Gebäude und macht immer ernstlicher um seinen Fall besorgt.

Kein gewöhnlicheres Schauspiel auch, als deutsche Theoretiker, wie hinreißend auch ihre Systeme sind, an der Ausübung scheitern zu sehn.

The German, L'Allemand, Il Tedesco — sind Namen, die bei unsern Nachbarn keineswegs empfehlen, was uns nur zu sehr beugen muß. Wie? sollte der Mann, der aus dem Lande der Weisheit kommt, nicht beim Britten, beim Franzosen, bei den Bewohnern Italiens gefeiert werden, wie einst der wandernde Hellene? Es geschieht aber nicht.

Es muß also neben jener schönen Weisheit etwas wohnen, das die Wirkung des Herrlichen, un freundlich und treulos wieder aufhebt.

Nothwendig wie den Schatten neben dem Licht, darf man das Etwas jedoch nicht ansehen, wir konnten es so gut wie andre Völker entrathen.

Das Ganze und der einzelne Theil, in der Regel kliebe dies Etwas aller Orten an. Man schiebt es mit Recht auf die Umstände. Aber in der Säumnis, sich zum Meister der Umstände zu machen, wird es wieder erblickt. Diese Ansicht führt zu einem Birkel.

Wir müssen diesem Etwas einen Namen aussprechen, der nicht zu rauh klingt, denn der Sohn soll ihn vor dem Mutterohr nennen; der aber doch zur Sache paßt, und nichts Dunkles im Begriff zurückläßt.

Er heiße: Nicht-Weisheit.

Zweites Kapitel.

Deutsche Nicht-Weisheit.

— Die Sünden der Väter such' ich beim bis ins dritte und vierte Glied —

Wenns damit nur gethan wäre. Länger schon muß die arme Germania büßen, was die verschuldeten, deren Staub längst den Winden zuflog. Wann wird die Strafe enden? — Und schlimm, sehr schlimm!

• daß die Natur jener Sünden eine unabwehnbare Tradition hat, daß die Enkel und Urenkel sie als ein angendthigtes Erbtheil übernehmen mußten, daß eine dieser Sünden die Zweige mit der andern traulich verschlingt.

Der Stoff, von dem geredet wird, ist leider so groß, daß ihn Folianten nicht erschöpften, hier aber, wo es uns bloß um Erklärung des jüngst Erschienenen zu thun ist, berühren wir ihn nur oberflächlich, und klassifiziren, der Uebersicht halber, die deutsche Nicht-Weisheit folgendergestalt.

Die politische.

Die religiöse.

Die merkantilische.

Die militärische.

A.

Politische Nicht-Weisheit.

Sie lastet unter ihren Schwestern am drückendsten auf uns. Doch wie gesagt, die innige Verwandtschaft mit jenen liegt am Tage.

Man hat Beispiele, daß sich Völker auf ihrem

Standpunkt der Kultur fixirten, und durch Lokalitäten begünstigt, (China, Japan,) ihre Selbstständigkeit länger durch den Strom der Zeit retteten, als andre, bei denen das Streben sichtbar ward, an der Spitze menschlicher intellektueller Fortschreitung zu stehn. Zu geistvoll ist aber das Volk Teuts, um sich nicht zu den letzteren zu gesellen, auch ward sein Ringen mit manchem strahlenden Preis belohnt.

Wir nennen unsre Väter, in mehr als einem Betracht, mit Stolz. Wie kömmts aber, daß sie, die Augen hatten zu sehen, oft in den wichtigsten Dingen nicht sahn? Zu diesen gehört doch Selbstständigkeit, und Ordnen der Kraft, um die Selbstständigkeit zu vertreten!

Die westlichen Länder Europens hatten in ganz frühen Zeiten Verfassungen, deren wahre Gestalt in das graue Dunkel gehüllt ist, doch aber auf tapfres, stolzes, freisinniges Vertreten der Selbstständigkeit schließen läßt. So unvollkommen auch die Verbindungsmittel waren, so erblickt man doch große Reiche der Vorzeit. Gegen Rom, das nach dem Scepter der Welt geizte, mußte sich die Kraft in großen Massen ordnen, und auch getheilte Völker, (die Ger-

manier selbst) traten in einen klüglich treuen Bund zusammen, wenn es Kampf gegen die Gefahr, die von den sieben Hügeln drohte, galt.

Da dem Kolossen aber die überwiegenden Mittel zu Gebot standen, sanken jene Völker nach und nach seinem Schwert, und die westlichen Länder Europas wurden römische Provinzen.

Als nach Roms Fall sie wieder in andre Hände übergingen, kam das Theilungs- und Feudal-System zur Sprache. Viele, mitunter triftige Gründe führten darauf. Als :

Die Wandervölker kannten die eroberten Länder noch nicht genug. Man mußte deshalb kleinere Bezirke, zur bequemeren Herrschaft, abstecken.

Man war an anderweitigen Mitteln, das Verdienst zu lohnen, arm.

Oft war mislichen Spaltungen und innerem Krieg, womit mächtige Forderer, auf Thaten gestützt, drohten, nicht anders auszuweichen.

Die christliche Religion predigte den Frieden, und suchte ein allgemeines Band für ihre Anhänger. Die Besorgnisse, des Christen gegen den Christen, verminderten sich. — Diese Religion trat auch als Verdunklerin des Urtheils auf.

Es gab, dies war ein Hauptpunkt, kein übermächtiges Rom mehr zu bekämpfen, wo die Nothwendigkeit es geboten hätte, um jeden Preis mit großer Kraft entgegenzustehn.

Charlemagne ward in der Christenheit nicht gefürchtet; da seine Kraftäuserungen, wenn schon heroischer Ehrgeiz die geheime Triebfeder seyn mochte, sich der Religion widmeten. Seine gestiftete Kolossal-Monarchie begünstigte in ihrer späten Auflösung das Zerstückeln nur noch mehr, und Karls Frankreich, unter den Merovingern meistens vereint, huldigte nun mehreren Gebietern.

Die Zeit der Kreuzzüge heftete den Blick der Christen auf das heilige Grab. Man muß gestehen, daß der fanatische Wahnsinn, der hier wirksam war, sein Gutes hatte. Die Sarazenen, wenn sie die mit heiliger Mordlust durchglühnten Schwärmer auch zurückwiesen, faßten Achtung vor vereinter abendländischer Kraft. Ohne diese, der Stuhl zu Rom mußte das wohl überlegen, und hatte anderweitige Plage dabei, hätte ohne Zweifel zuletzt in unserm ganzen Welttheil Mahommeds Fahne geweht. Die merkwürdige orientalische Benennung: Frank, stammt noch aus

jener Periode, die über ernsten Verein, und eine Art Diktatur, über die sonstigen Obern gestellt, dem Gemeinzwecf sicherer zu nahn, höchst lehrreiche Winke giebt. —

Als aber späterhin die Nebel finstren Jahrhunderte, immer mehr vor dem heranbrechenden Lichte flohen, da sah man bald das nachtheilige der Viel-Herrschaft, in einem Lande, dessen Bewohner gleiche Sprache und Sitte als Brüder bezeichnen, und rang nach dem Einfachen. Daß Selbstsucht der Mächtigen mitwirkte, ist nicht zu läugnen, so auch das oft Zufällige, wodurch der große Plan da und dort unterstützt ward.

Genug, die Häuser Ludor und Stuart strebten nach Groß-Britanniens Verein, in Frankreich gelang den Zweigen der Bourbons das Aehnliche. Auch Spanien blieb nicht zurück. Man benugte überall die Umstände, Erbverbrüderungen, Heirathen, Bewegun zur Resignation, mußten so gut Dienste leisten, als offne Gewaltthat. Die Zeit reifte denn alles. In den drei erwähnten Reichen sah man auch gar wohl ein, daß dem Nachbar der hohe einleuchtende Vortheil zusammengefaßter Kraft nicht ohne Nachseiferung

zugestehen wäre. — Italien konnte vor dem Vatican nichts beginnen, wenn schon der Wunsch, diese reizende Halbinsel unter eine Krone zu bringen, in manchem guten Kopfe (Machiavell z. B.) Platz fand.

Im ganzen Abendlande hätte aber kein kräftigeres, stattlicheres, herrlicheres Gesamtreich aufblühen können, als im Mittelpunkt Europens. Ein Reich, das unter demselben Scepter geordnet, seine Gränzen so weit ausdehnte, als man Ihuiskons Sprache hört.

Welch ein Reich, der Lage, der Güte, den innern Hülfquellen, den Fähigkeiten seiner Bewohner nach! Welche bedeutende Durchmesser von der schlesischen Ostgränze bis Neß, von der Nordspitze Kähngens bis Friaul. Wie viele reiche Gebirge, mit Eseres Ueberfluß gesegnete Ackerflächen, schiffbare Ströme (die ersten des Welttheils) nutzbare Waldungen u. s. w. schließen seine Gränzen ein. Wie bevölkert ist das weite Land, und welcher höhern Bevölkerung wäre es nicht noch fähig! Es könnte in der Urgestalt eine Heereskraft waffnen, die den Andrang des ganzen Welttheils nicht zu fürchten hätte. Wie mächtig würde Deutschland auf dem Meere seyn, und

allerdings gehören die vereinigten Niederlande, sowohl des deutschen Dialekts, als des Vernünftigen in der Begränzung halber dazu. (Auch die Schweiz.) Doch wozu etwas zergliedern, das sogleich in die Augen springt!

Doch Deutschland — o Ihr Väter! — so laut auch der Zeitgeist rief, wollte nicht von der Stelle. Es hatte grade die kleinlichste widersprüchlichste Verkrüpplung empfangen. Sie wollte die Krone der Republik annehmen, und nährte eine Menge kleiner Tyrannen, sie wollte sich mit der Gewalt einer Monarchie waffnen, und das Oberhaupt, ob schon sein Titel von Roms Cäsaren entliehen war, sah sich durch tausend kleinliche Förmlichkeiten, und das gesammte Widerstreben des einzelnen Privatinteresse, gelähmt; ja es hatte oft mehr als äußeren Krieg, einen inneren zu bestehen, um nur den Gesetzen Achtung zu verschaffen. Deutschland war das Paradies der Prälaten, und diese gefürsteten Pfaffen, (durch welche man immer an das lächerliche Regiment in Tibet gemahnt wird) thaten es den übrigen Kleinherrschern, noch an Widerspenstigkeit und Druck der *ad hunc vitae* übergebenen Sklaven, zuvor.

Dennoch wollte man nicht von dieser Verfassung scheiden. Man heiligte sie nur mehr, und vertheidigte sie um desto beredsamer, als die Strafen dieses Unsinns empfindlicher verwundeten. Noch bis zu unsern Tagen, pries man jenen Friedensschluß zu Osnabrück, der dem zwecklosen Unheil neue frische Stattlichkeit lieh, und wenn unsern Schulknaben sogar die tatarische Legende vom Pfeilbündel nicht unbekannt ist, so vermogten die Männer nicht, ihr Urtheil zu der allernächsten Anwendung zu erheben.

Indeß hat jedes Ding zwei Seiten. Es walteten einst Umstände ob, unter denen diese Verfassung wohlthätig und nothwendig wurde, und wenn späters hin man nicht auf das Umgestalten derselben merkte, so geschah es wahrlich größtentheils aus der den Deutschen von Alters eignen Viederkeit. Das bestehende galt als Recht, und die rechtlichgesinnten Väter wollten Niemanden sein Recht fränken.

In so fern hier milde Tugend zum Grunde lag, bestreut es ihre Gräber noch mit Ruhm. Allein die Weisheit mußte unterscheiden. Daß sie das nicht that, war Nichts Weisheit. Es gab viele Geschlechter, denen für erworbenes Verdienst, und um ihre

dauernde Anhänglichkeit zu gewinnen, einst Ländereien mit dem Herrscherrecht ertheilt wurden. Wenn nun aber die Erfahrung bewies, wie viel ein großes Land durch Konzentration des letzteren gewinnt, und man durch die Nachbarn, die diesen Gewinnst für sich ärndteten, bedroht ward, so blieb ja jenen Geschlechtern doch immer noch Lohn der Ahnen genug im Besisthum. Und wo lag ihr eigentlicher Vortheil? Man vergleiche einen Lichtenstein, und einen Zweibrück!

Allerdings mußte man zu breiten Sophistereien seine Zuflucht nehmen, da mit klarer Vernunft das Widersinnige nicht zu vertheidigen stand, und der Geist des Vorurtheils und der Pedanterie, der uns allen anklebt, (was der Ausländer natürlich besser sieht als wir) ist sicherlich dem langen Kampf, den es gegen die gesunde Vernunft zu bestehen galt, zuzuschreiben, so wie der reichsstädtische sogenannte Volkessbeutel, (eine sonst nirgends bekannte Narrheit) und die deutsche, alle ausländische bei weitem zurücklassende, Kleinstädtereie, Kinder der Nationaltrennung sind.

Uns allen, es sey wiederholt, klebt die schwerfällige Tradition der Väter an. Wir bleiben, wenn

gleich nicht in Wissenschaften, doch in der gemüthlichen Richtung, und dem sozialen Benehmen hinter dem Franzosen und Britten (selbst hinter dem gebildeten Polen und Russen) zurück, und es ist bitter aber wahr: soll der Deutsche im Auslande nicht lächerlich werden, muß er erst nach dem Auslande gemodelt seyn, wogegen der Britte, der Franzose, selbst wenn sie an sich wenig werth sind, sich bei uns bewundert und nachgeahmt sehen.

Man zeihe mich ja nicht des Mangels an Vaterlandsiebe, bei Gelegenheit dieser Wahrheit. Jene ist's vielmehr, die sie mich berühren läßt.

Ich will aber mehr als es gewöhnlich geschieht, darauf hindeuten: wie viel wesentlicher und ausgebreiteter politische Hauptsünden schaden, als man wohl glaubt.

Macht sich jedoch ein Deutscher im Aneignen fremder Manier von der Schwerefälligkeit los, dann offenbart sich die natürliche, aber unterdrückte glückliche Anlage, und dies entwirft ein Bild davon, ein sehr anziehendes, wie aus deutscher Originalität das Treffliche würde hervorgegangen seyn, wenn es hätte dazu hätte kommen können.

Der deutsche Soldat ist brav, aber nicht gewandt,

nicht stratagematisch genug. Was man in Deutschland Feldherren nennt, sind gewöhnlich nur Generale. Doch einer unsrer Militärs, der sich in die französischen Ansichten des Kriegs versetzt, naht sich bald dem Helden im ächten Sinne des Worts. Ich nenne zwei Beispiele. Friedrich der Große, und Moritz von Sachsen, die sich beide französisirten. Sie waren die größten Feldherren ihres Zeitalters, und übertrafen die Franzosen.

Der deutsche Künstler vermag selten zu einer energischen Richtung seines Studiums zu gelangen. Auch genievoll, drückt ihn etwas nieder. Aller Orten Weitaufzigkeit, aller Orten Bedenklichkeit. Allein ein Glück kam nach Paris, und übertraf alle französischen Meister, neben unsern Mengs durfte sich kein italienischer Künstler stellen, da er an der Lyber sein Genie entwickelte.

Wir nehmen bei solcher Gelegenheit nichts vom Fremden, wir folgen nur seinem Beispiel des freieren Geistesgebrauchs, und damit ist schon viel gethan.

Ausnahmen werden sich solchen Regeln allerdings entgegenstellen lassen, allein welche leidet deren nicht. Und wenn gegen Eine Ausnahme wieder

hundert Beispiele zur Heiligung der Regel anzuziehen sind, so ist es so gut, als sey die Ausnahme nicht vorhanden gewesen.

Es geht im Großen, wie im Kleinen, aber eben deswegen darf auch das ungeheure nachtheilige Resultat nicht befremden, das nach und nach für uns daraus hervorging.

Die Geschichte beweist, daß es in vorigen Zeiten den Deutschen einige Mal gelang, in Kriegen mit den westlichen Nachbarn stolze Tage zu zählen. Doch das waren Schlachten; wer aber gewöhnlich den Krieg gewann, darüber geben unsre demüthigenden Friedensschlüsse Auskunft. Eine Provinz nach der andern ging in Frankreichs Hände über. Jetzt ist schon so weit gekommen, daß (ich rede hier immer von dem Staatskörper, dem die Urverfassung sowohl, als die Konsequenz Einheit bestimmten) wir uns sogar durch Britanniens Gold und Rußlands Truppen unterstützt, nicht mehr vertheidigen können, und der feindliche Einfluß in unserm Innern wird mit jedem Tage mehr sichtbar. Der Blick in die Zukunft schaudert zurück.

Es ist der Mangel an Uebereinstimmung, der die

deutsche Kraft lähmt, sonst — hör' ich mich unterbrechen. Nun das will ich freilich sagen.

Aber, daß die Väter so was einreißen ließen, wie die Gefahr noch leicht abzuwenden war; daß sie, wenn die Urverfassung in die veränderte Gestalt der Dinge nicht mehr passen wollte, nicht bei Zeiten, grade nicht auf eine Revolution (man knüpft an das Wort einen zu gewaltsamen Begriff) doch auf eine heilsame Evolution (neues Gebahren des Frischen, statt des Abgewelkten) dachten, das war politische Nicht-Weisheit.

Zur Entschuldigung könnte man die Zeit anführen, die zu solchen Ansichten noch nicht erhob. — Warum aber wurden sie bei den Nachbarn gefaßt? Die Väter blieben zurück, und deshalb mußten ihre Enkel, noch tiefer als sie selbst, den Vorsprung rüstigerer Fortschreiter fühlen, der natürlich um so mehr Progression erlangt, als wir die Leute nicht sind, die an das Einholen des Versäumten denken könnten.

B.

Religiöse Nicht-Weisheit.

Die alten Völker wußten wenig von einer politischen Religion. Was Numa ordnete, war mehr ein verbrüderndes freundliches, als mit Schrecken gewaffnetes System.

Aber von den sieben Hügeln sollte ein neues *terrarium orbisque imperium* ausgehn. Dort hatte der Gedanke der Weltherrschaft lange ein glückliches, stolzes Volk durchglüht. Es sah sich von den Gipfeln der Hoheit gestürzt, da die alte Kraft vor den Reizen der Weichlichkeit geschwunden war. Und wie demüthigend, Barbaren warfen sein Capitol, seine Tempel nieder.

Doch hatte schon während einiger Jahrhunderte der Roman eines jüdischen Märtyrers die Genathen entflammt, (ob augurische Schlaubeit ihn nur ausbildete, oder selbst sogar erfand, worauf das ähnliche mit Herkules, Theseus, und einem indischen Theosophen hindeutet, ist nicht auszumitteln) und mit welchem Befremden mußte man nicht in Rom auf eine Erscheinung merken, die mehr noch verläugnender Kraft gab, als selbst die vormalig so heilige Bürger-

tugend. Denn was auch die Scävola, Brutus, Regulus u. s. w. thaten, verschwand es nicht vor einem fanatischen Anhänger Christi, der dem Folters tode lächelte, ohne einmal des Ruhms der Geschichte eingedenk zu seyn?

Da Constantin erst gewonnen war, konnte die neue Kirche ihren Plan fester ins Auge fassen, und die Bandolen, so weh ihr kräftig geführtes Schwert that, brachten wenigstens dunkle willkommenene Köpfe mit. Mogte die hochentblühte Philosophie untergehn, da triumphirte der Glaube. Im Bild Christl stieg ein neuer Cäsar auf den Thron, der nach keiner geringern Herrschaft geizte, als vormals Julius, oder Octav; der sich nur durch Priesterlegionen bequemer als durch prätorianische machte. Sie wurden ihm Krieger und Zdäner zugleich. Da der fränkische Karl (des Pabstes glücklichster Feldherr und eine Art Suffragan) sich so viel Verdienst um die:

Schreckfeuer angesteckt auf hohen Thürmen,
Die Phantasie des Träumers zu bekürmen,
Wo des Gesetzes Fackel dunkel brennt,

erworben hatte, durfte man ihm sogar mit dem Titel: römischer Imperator, lohnen, denn die Tiare übers

strahlte alles, und gebot — o Triumph! — einem Imperator. Sich erhob sie eigentlich, nicht Karl.

Das heilige römische Reich — dies ist ein sehr bezeichnender Name, nur hätten ihn die Gesammtlande der Christenheit führen sollen, in denen die verschiedenen Könige als des Papstes Satrapen zu betrachten waren. Doch des Hohenpriesters vollendetes Sieg gelang nicht, so überaus klug auch im Fortgang der Zeit verfahren wurde. Hatte gleich Theodosius das Reich getheilt, waren gleich barbarische siegreiche Ankömmlinge, Meister seiner Provinzen, es sollte dennoch wieder vereinigt seyn. Mit der Laufe der Vandalen, Longobarden, Franken, Alanen u. s. w. ward ihnen ihr politischer Sieg wieder entzogen. Nun sollte die Trennung der griechischen Kirche wieder aufgehoben werden, weshalb auch eine Heirath zwischen Charlemagne, und Irene in Vorschlag kam. Nyzephorus und der Patriarch von Byzanz beugten aber vor, und es mußte noch verschoben bleiben. Die Sarazenen drohten der Christenheit. Dort galt's Kampf, und ernsterer als je, denn das Apostelthum wirkte nicht, wo selbst neue Schwärmeret loberte. Es konnte aber ein glücklicher Kampf

mit den Mahomedsverehrern den ganzen schönen orientalischen Theil der römischen Monarchie wieder gewinnen, da mußte denn wohl die getrennte griechische Schwester wieder heim ins Vaterhaus, denn vom römischen Abendlande ward der Kampf geführt. Zudem forderte die Ehre der Religion das Grab in Palästina.

Das ganze heilige römische Reich ist also nimmer begründet worden. Daß unser Deutschland sich aber (vermöge der Kaiser) dieses ausschließlichen Prädikats erfreute, ist seit Luther und besonders Joseph, höchst scherzhaft, und man findet auch den Wechsel mit deutsch rathsam, wogegen jenes Wort anderweitig Reiz haben dürfte.

Es ist nichts zu leugnen, daß eine religiöse Universalmonarchie, wenn es möglich wäre, immer einen tugendhaften Greis mit dem Szepter bekleidet zu sehn, (wodurch aller pfaffische Mißbrauch, das Resultat päpstlicher Schlechtigkeit, wegfiel) ein höchst ehrwürdiges und erhabnes Institut wäre. Das Ganze hätte unerschütterliche Kraft, und doch könnten die Regierungsgeschäfte im Einzelnen sehr genau vollzogen werden, wegen Vertheilung der weltlichen Macht. Alle welt-

liche Macht würde aber wieder von der oberen Moralität geleitet. Diese Moralität entschied auch den Streit der Völker, und der Krieg unter ihnen wäre eingestellt. Wahrlich ein solches heiliges römisches Reich gehört zu den kühnsten Idealen, die eine schöne Einbildungskraft zu erschwingen vermag.

Allein man betrachte nun die andere Seite. So wie einmal nur das Laster den Thron besteigt, ist der Saame des Mißbrauchs gestreut, und ganz nicht mehr auszujäten. Tritt der Fall öfter ein, so wiegt das Unheil bald die empfangene Glückseligkeit auf, so wie ohnehin schon im Christenthum, Entsetzung und Gewissensschrecken, mit den überzeugten süßen Hoffnungen, im Verhältniß stehen. Zudem muß der Glaube immer einen Kampf mit der Vernunft bestehen, der in der höhern Entwicklung jenem immer gefährlicher droht, und gräßliche Erschütterungen des ganzen Gebäudes, (von dem die nach und nach stürzenden Mauern Unglückliche genug unter den Ruinen begraben) hervorbringt. Fesselt man aber die Entwicklung, bleibt wieder eines der schönsten Vorrechte der Menschheit vor dem nur gemüthlichen Thiere, unbenutzt. Zwar bringt die endlich erzielte Freiheit über

eine durch Jahrtausende getragne Kette, auch ihre Uebel im Gefolge, das hängt aber an untrer Natur; und alles erwogen, so ist doch, wie die Sache der Vernunft jetzt steht, ein Versuch mit dem rationellen Theismus, das ehrenvollste und rächlichste. Nur erst nach Jahrhunderten ist über seine Bewährung abzusprechen. Jetzt schon rückschreiten zu wollen (wie untre lächerlichen neusten Philosophen, und protestantisch-katholischen Musenalmanachspoeten), spricht kindische Sehnsucht nach dem verlohrnen Spielwerk, und Furcht auf der schwindeladen Höhe aus *).

Doch zurück. — Die Croisaden waren mißlungen, man mußte das Grab des Religionsstifters in muselmännischer Hand sehen, und der heilige oder Obere Imperator erfuhr die schlimmen Wirkungen eines sich zum Wanken neigenden Glaubens. Fürsten äußerten Widerspenstigkeit, der Schwärmereifer nahm ab, die ohnehin nach dem Beispiel einiger höchst unmoralis-

*) Was Napoleon in Betracht der Läuterung des Catholicismus mittelst des berühmten Concordats that, darf man einen Verein des Vernunftgottesglaubens mit dem Bedürfniß des Volks, welches noch nicht (vielleicht nie) ohne alle sinnliche Symbole bestehen kann, nennen. Die tiefste Weisheit leitete den Urheber dieses Vereins.

schen Individuen des päpstlichen Throns (kleiner Neronen und Liberen), ausgeartete Priesterschaft blieb zum Theil nur um den Preis großer Reichthümer und Nachsicht anhänglich. Ein anderer, eine sonderbar erfundene Gattung, die den Edlen, Krieger, und Pfaffen in Eins verband, bei der schlan genug, Ehre und Fanatismus gleich kräftig zur Tapferkeit anfeuern sollten, ward furchtbar, und mußte, trotz des Murrens in der ganzen Christenheit, den Scheiterhaufen bestiegen. Entartung und Mißbrauch rissen gräßlich ein.

Unter diesen Umständen mußte sich denn das Licht bald zeigen. Zwar konnte eine Religion, die die Menschen zur Verachtung des vorhandenen Lebens gewöhnt hat, das Verachtete lange ungestraft mißhandeln, und der Besizer des Glaubens schauderte vor dem Verlust der schöngemalten Hoffnungen. Allein es fand sich ein Ausweg, das vorhandne Leben, und die Seligkeit jenseit der Gräber zugleich zu retten, indem man die Religion ganz geistig heiligen, d. h. von aller politischen Priesterschaft sondern wollte. Fürchterlicher Schlag für den Hierarchen, und seine Großen. Nicht nur die mitelbare Imperatur der Christenheit, auch der reiche

Tribut des Abendlandes, Ablass und Palliumstram, alle die Goldquellen sollten versiegen.

Rom widersezte sich mit einem der Sache angemessenen Ernst, Es verschmähte kein Mittel, das schrecklich Gedrohte abzuwenden. Bei den kühleren Vätern des Nordens richtete man aber nichts aus.

Die Geschichte meldet uns die erschütternden Gräuelt, das Elend, die Verwüstungen, die den Kampf der Aufklärer gegen das mächtige Priesterthum begleiteten.

Unser Deutschland erfreute sich eines Mannes, der an Einsicht, (für sein Jahrhundert) und fester Kühnheit allen Gegnern, des Katholizismus voranging.

Was aber thaten unsre Väter bei der wichtigen Krise?

Blicken wir erst hin, was anderweitig geschah.

In England, Dänemark, Schweden, ward die Reform völlig beendet, und blieben auch Duldungs-

gesetze für Bekenner der römischen Kirche, so durfte ihr Verhältnis nie so anwachsen, daß politisch davon zu fürchten war. In England kostete der Zweck der ängstlichen Anstrengungen, hingegen ward er in den
an bald erreicht.

Dagegen fanden Spanien, Frankreich, die italienischen Reiche, und Polen, den Katholizismus zu tráglich. In wie fern die gesunde Vernunft ihrem Urtheil beipflichten darf, sey dahin gestellt, doch muß sie zugeben, daß man dort konsequent war. Man erblickte in der Einheit des Glaubens einen so wesentlichen politischen Nutzen, daß keine Maaßregel, auch nicht die grausame, versäumt ward, ihn zu umfassen. Man blieb katholisch im strengen Sinne des Worts.

Nur Deutschland — dieser Mißgriff wüthete schauerhaft in seinen Folgen — theilte sich. Eine Hälfte hing der Reform Luthers an, eine andre der apostolischen Treue. In einem ziemlichen Gleichgewichte suchte man den Ausweg gegen so viele drohende Uebel, wenn in dem Herzen der Bürger Germaniens, gegen Bürger Germaniens, nothwendig tiefer, nur erst mit jedem Funken des Glaubens zu tilgender Haß, lodern mußte. Doch grade das Gleichgewicht mehrte die Zwietracht. Dort rief man Hülf vom Süden, hier vom Norden an. Fremde Edlner, wie Einheimische, verheerten bei dem unseligen dreißigjährigen Bürgerkrieg das bedrängte Land, schon

früher waren Ströme von Blut um die Religion geflossen, und im Allgemeinen gewiß mehr, als durch die Inquisitionen, und St. Barthelemi.

Was aber das Schlimmste war, so erreichte man nicht was man wollte. Das geschah doch dort. Deutschland blieb in religiöser Spaltung. Mit Beben spreche ich es aus, doch vermag ich es nicht zurückzuhalten: ich wünschte lieber Klio redete auch von einer Inquisition oder St. Barthelemi bei uns, wenn nur Einheit der Religion wäre zu erzielen gewesen. Die Paktten von 1648 strebten aufs Neue Harmonie in der chaotischen Verwirrung zu erschaffen. Umsonst. Sie selbst setzten uns gegen Frankreich herab. Schweden hatte gelernt, im Norden Deutschlands Anmaßungen auszuüben, und setzte sie zur großen Besdrückung fort. Das Versailler Kabinet mischte sich in die innern Angelegenheiten der ewig Entzweiten, und entschied häufig. Wir wurden von daher in Kriege verwickelt, die man größtentheils auf deutschem Boden führte. Die vaterländische Tapferkeit glänzte oft herrlich, wir rühmen uns überhaupt vieler Siege gegen Frankreich, allein was halfen im Gan-

gen die Thaten eines Montecuculi, Eugens und anderer Helden, ein Hochstädt, oder auch Koffbach (Nirmafens, Kaiserlautern.), die Dinge standen gewöhnlich beim Friedensschluß so schlimm, daß dieser, wie gesagt, in der Regel kränkend für uns ausfiel, und eine Provinz nach der andern an Frankreich überging. Davon lag aber nur der Grund in politischer und religiöser Spaltung. Welche Energie ist denn wohl von einem Contingentalheer vorauszusehn, das auf hundertfache Weise zusammengestellt, und mit einseitigen ausschließenden Ansichten, Gewohnheiten und Vorurtheilen auftritt. Hat es dem ungeachtet, besonders wider die Pforte, bei mehreren Gelegenheiten viel ausgerichtet, hatten auch die Vendome, die Catinat, die Villars oft einen harten Kampf mit ihm zu bestehen, so belegt das den innern Werth des Deutschen um so mehr, den auch so lästige Hindernisse nicht ganz beugten. Aber in der Folge ward es immer übler, da das Corpus evangelicorum einen Stützpunkt in dem emporgestiegenen Hause Brandenburg fand. Da schied sich die militärische Sitte scharfer von einander. Preußen, Sachsen, Hessen, Hannover, bedienten sich der Religion wenig, mehr

des Point d'Honneur. Man verfab deshalb die Krieger mit manchem Ehrenzeichen, und Puß. Die Kaiserlichen gingen dagegen einfacher einher, führten aber das Muttergottesbild in ihren Fahnen, und fielen regelmäßig zum Gebet oder vor dem Venerabile nieder. Die Soldaten der Bischöfe und Aebte trugen noch mehr religiöse Symbole. Das gab denn dem gegenseitigen Spotte Raum, und man konnte bei dem 1792 wider Frankreich angefangnen Kriege, die katholischen und keiserlichen Kämpfer, als koallirte Feinde betrachten, die häufig einander ins Verderben führten, und ihrer Schadenfreude gar kein Hehl hatten, wenn den andern Theil ein Unfall traf. Die gegenseitige Eifersucht der Preußen und Oesterreicher stammt zwar vom siebenjährigen- und pragmatistischen Sanktionskriege; allein zu diesen liegt wieder der Zunder tiefer zurück.

Politische und religiöse Nicht-Weisheit, sie hängen in ihren üblen Wirkungen genau zusammen bei dem Geschick Deutschlands. Es gab einigemal Gelegenheit, den Staatskörper so zu vereinigen, als es das Beispiel der Nachbarn gebot. Einige Kaiser aus dem Hause Oesterreich sannten darauf, da gab
aber

wagen, die der Leipziger Buchhandel bepackt, machen es nicht allein!

C.

Merkantillische Nicht-Weisheit.

Wenn ohne Mißjahr uns schwere Theurungen drücken, der Geldumlauf wie der Handel ins Stocken geräth, ohne daß man die Ursach enträthset, oder der Landesherr bei dem besten Willen helfen kann, so schieben wir die nächste Schuld gewöhnlich auf fehlerhaftes oder durch Nebenabsicht geleitetes Verfahren der Staatsdiener, und dann auch wohl auf die englische Handelsusurpation, deren Tyranei freilich durch ganz Europa empfunden wird. Allein der Keim des Uebels liegt tiefer, und stellt sich dem Rückblick ins Alterthum bald dar.

Allerdings sind wir Interessenzahler der englischen Staatsschuld, und es gilt unverhältnißmäßige Anstrengung, um die fremde Last mit zu erschwingen; allerdings steckt uns die Steigerung des Werths der Dinge, durch den brittischen Anwuchs des Papiergeldes veranlaßt, mit an; allerdings sind wir zu zu

großer Getreideausfuhr, wenigstens unsrer Bilanz wegen, gereizt, da England uns die Colonialwaaren nach Belieben verkauft, und um seine alles Naturrechte höhrende Usurpation unterstützen zu können, große Flotten probianciren muß. Aber daß ein Volk des Welttheils nur auf den Gedanken fallen konnte, solchen Frevel wider die andern zu üben, daran mußten Fahrlässigkeit, Säumniß und Vorsichtsmangel der übrigen Schuld seyn. Und siehe da, nahe und fern lastet sie auf Deutschland.

Daß die Konkurrenz Frankreichs Spaniens und Hollands auf dem Meere verpöchtet ward; veranlaßten wir es nicht durch den übel berechneten ersten französischen Revolutionskrieg, der Frankreichs Blick freilich von seinen Häfen nach seinen Gränzen lenken mußte.

Aber früher, noch weit früher zeigt uns die Geschichte Deutschlands Hauptfehler an.

Eines geographischen Genies Ahnungen haben sich erfüllt, man fand das reiche Westindien. Da eilen die europäischen Nationen hier ein Besizthum zu erwerben; es kostete nichts, als das Ausrüsten der Schiffe, und Aufstecken der Wappen an Ort und

Stelle. Nur Deutschland bekümmert sich darum nicht. Es begehrt keine Kolonien, wohl aber die Produkte des heißen Klima, und muß daher immer mehr oder weniger tributbar seyn.

Die viel kleineren Staaten, Dänemark und das industrielle Holland, holten ihren indischen Bedarf selbst, das letztere wußte sich, kaum so groß als einer unser sonstigen zehn Kreise, und ein trauriger Morast, die trefflichsten Besigungen in den fernern Erdgegenden zu erwerben, und war einst durch eine sehr ansehnliche Flotte fürchtbar. Nur Deutschland achtete auf das alles nicht weiter, als daß es Vächer voll Untersuchungen über das, was andre thaten, schrieb.

Wer aber, hör' ich fragen, sollte nach Indien rüsten? Die Hansee ging zu Ende, die Fürsten von Pommern, Mecklenburg, Ostfriesland u. s. w. besaßen keine Schätze zu solchem Aufwand.

Aber wofür ward denn ein deutscher Föderalismus gestiftet, wenn man in Dingen, die das einzelne wie das ganze Interesse so wesentlich berührten, doch seiner Bestimmung nicht eingedenk war? Auch Holland war ja ein verbundner Staat, wie jetzt Norde

amerika. So gut wie eine Contingental-Armee, kann auch eine gemeinschaftliche Flotte zusammengebracht werden. O, was London ist, könnte Hamburg seyn, wenn die Väter weise waren. *)

Aber warum waren sie es denn nicht? Hat denn die Natur eine gewisse träge Säumniß in unserm Charakter gelegt, deren Larve eigentlich das weis-schweifige Untersuchen vor dem Handeln, während dessen andre schon nah am Ziele stehen, und das sich immer für Weisheit giebt, ist? Dieses Zaudern, dieser Mangel an Entschluß, dieses Kleben am alten Gebrauch, dieser geringe Schwung, dieses wenige Achten auf das, was so klar einleuchtet?

Der Franzose ist gleich bereit, das Neue aufzunehmen, (und lehrt denn die Erfahrung, daß er dabei übel fährt?) bei uns weist man den Erfinder in wichtigen Gegenständen sogleich zurück. In England hat sich der Geist des Verbesserns aller Köpfe bemästert, und jeder Handwerker zeigt nach Fortschritten bei seinem Gewerbe. Wir sind nur neu bei Klebvermoden (die aber vom Auslande kommen,) und in

*) Verstcht sich aber, daß der Mangel an wahren politischen Verein hauptsächlich im Wege stand.

literären Systemen, wo eine Philosophie und eine Aesthetik die andre verdrängt, sonst hinken wir nur nach, und halten den Fortgang absichtlich zurück.

Wie trefflich aber schreibt man bei uns über das Fördern des Fortgangs! Ich kann mich nicht enthalten, eine Stelle aus einer herzigen Brochüre, *Lithon und Aurora* genannt, die Herbern zum Verfasser hat, anzuziehn:

„Ein weiser Fürst wird sich also stets als einen Haushälter, nicht als einen Gegner der Natur betrachten; vielmehr jeden Umstand, den sie ihm darbietet, aufs beste zum Besten wenden. Hier fallen Blätter ab, dort liegt schon ein ganzer Herbst von Blättern im Leichengewande; er wird dieselbe nicht an ihre vorige Stellen auf Zweige und Gipfel setzen wollen; denn kann er ihnen ihre vorige Frische, vermag er ihnen den Saft wiederzugeben, der sie einst mit dem Baum zu einem lebendigen Ganzen machte; Vermag er dieses aber nicht, wie? wenn er sich mit einem falben Kranz verwelkter Blätter kränzen wollte, weil sie ehemals etwas anders, als sie jetzt sind, waren? Was die Natur nicht halten konnte, wollte das der Gärtner hal-

ten? und zwar ihren Zwecken nicht gemäß, sondern gerade zuwider? Unendlich schöner ist das Werk, der Natur nachzugehen und auf ihre Zeiten zu merken, Kräfte zu wecken, wo irgend sie schlummern, Gedanken, Thätigkeit, Erfindung, Lust und Liebe zu befördern, in welchem Felde möglicher Beschäftigungen es auch seyn möge. Endlich kommt die Nothwendigkeit und treibt mit einem eisernen Szepter; wer der Vernunft und Billigkeit dient, kommt der Nothwendigkeit zuvor, und darf oft mit Oberons Lilienstabe nur winken, so sprießen hier statt der verwelkten neue Blumen, so reifen dort, wenn die Blüthenzeit vorüber ist, nährende Früchte. Der jungen Sprosse kommt er zu Hülfe, und nimmt sie in Schutz gegen das unterdrückende Unkraut. Den alten wilden Baum hauet er nicht ab, sondern impft ihm mildere Früchte ein, und der verjüngte Baum wird sich selbst seines edleren Daseyns wundern. Ein kleiner Vorsprung solcher Art, den Ein Volk vor dem andern nahm, hat ihm oft auf Jahrhunderte unerreichtbare Vorzüge gegeben. Daß England in einigen Konstitutions-, Finanz- und Handelspunkten das, was

in andern Nationen lange vorher keimte, aber aus Ehorheit und Leidenschaft unterdrückt ward, nur etwas früher annahm, und zur Anwendung brachte; dies hat ihm die Stelle gegeben, auf welcher es jetzt steht. Nach mancherlei gewaltsamen Revolutionen, die wie blutige Gewitter-Regen vorübergingen, gelang es eben der friedsamsten, der stillsten Revolution, eine neue Wirksamkeit zu erregen, und dadurch das Glück einer lebendigen Verfassung auf Jahrhunderte hin zu gründen. Hätte es zu Wilhelms 3. Zeiten die Feudal-Kriegs- und Forstgesetze Wilhelms des Eroberers erneuern wollen, wo wäre es jetzt?“

(Indeß theilt das stolze England unser Geschick in einigem Betrachte. Auch dort ist man durch Sünden der Väter, (doch wars freilich kein Zurückbleiben,) in eine gepreßte Lage geworfen worden, und nur im Beharren auf dem immer gefährlichen Wege ist vor der Hand Rettung.)

Man wird einwenden: wie konnten die Väter schon erblicken, was uns sichtbar wird? Allein von Entschuldigungen soll hier die Rede nicht seyn, vielmehr von Ausmitteln der Fehler, und dem Zeit-

genossen, der die große Bürde des Tadels tragen muß, geführt auch seine Entschuldigung. Und bei alledem kann immer auf das fremde Beispiel gewiesen werden. Wenn der Nachbar etwas geschicktes thut, ist bei mir immer auch Zeit es nachzuthun, und schäme ich mich der Kopie, so darf ich nur der Erfindung noch etwas gutes zulegen, dadurch steh' ich denn höher, und etwas originell zugleich da. Kleinliche Dinge nachzuahmen, dazu waren wir von je an bereit, warum nicht das Große und Gute?

D.

Militärische Nicht-Weisheit.

In ganz frühen Zeiten, zeigten unsre Väter, wie Varus erfuhr, bei ihren Kriegen Weisheit. Nicht nur daß sie, ob schon getheilt, und voll Freiheitslust, im ernst-einigen Bunde wider das mächtige Rom auftraten, bauten sie auch nicht allein auf Nationaltapferkeit, sie erfannen eine richtige Methode, das feindliche taktische System zu verwirren. Sie flohen und liefen wieder an, operirten aus der Ferne, und übten vor allen Dingen die Leichtigkeit. Sehr rich-

nig sagt ein neuerer Schriftsteller: „das Einsprengen in die feindliche Linie über die vorgehaltene Spiess, welches die Art des deutschen Fußvolks war, mögte man wohl mit den neuern Grenadieren umsonst versuchen.“

Noch bei den Sassen findet man Spuren davon; Wittekind machte dem fränkischen Eroberer am meisten zu schaffen. Doch legt hier schon Deutschland, ins Gefammt betrachtet, die Folge der Nicht-Einigheit, an den Tag. Wittekind mit Thassilo von Bayern im Bündniß, hätte Karl widerstehn, mit dem Khan der Hunnen Ludun, und dem longobardischen Desiderius vereint, ihn wahrscheinlich überwinden können. Doch schlugen sie einzeln, und wurden einzeln geschlagen.

Ich kann mich immer einer sonderbaren Phantasie nicht erwehren, wenn ich diesen Punkt der Geschichte betrachte. Mit einer kriegskünstlerischen Klugheit, die Deutschlands Kraft, wie zu Arminius Zeiten, gegen äußeren Angriff gesammelt hätte, wäre auch die Verweigerung gegen die neue Religion verbunden gewesen. Denn nur unter Karls Schwerdt gesunken, empfingen wir die Noth- oder Zwangtau-

fe, mit einigen Ausnahmen. Da hätten wir vielleicht auch unsern alten Mythos durch die Zeit gerettet, der, neben dem sonstigen Fortgang der Kultur, so übel gar nicht dastehen würde, als man wohl auf den ersten Augenblick vermuthen sollte. Der Kultur legte dieser Mythos nichts in den Weg, sie aber würde die allegorische Form mit dichterischer Ansicht behandelt, und durch sie hin den Denker dennoch zum Theismus geleitet haben. Von Intoleranz wußte man bei diesem Mythos wenig, das Suebische und Slavische hätte sich vielleicht vermischt. Welch ein weites Gefild für die Künste: Theut, Hertha, Wodan, Frigga, Wallhalla, die Valkyren, der Gott des Lichts, der Donnergott u. s. w. Die Nation hätte das, was man poetisch nennt, mehr in sich aufgenommen. Und die Weisheit hätte aus einer so lieblichen Blüthe sich doch holder entfaltet, als durch das brudermordende Schwerte, das sich in wahnwitzigen Religionskriegen erst Drucksfreiheit erkämpfen mußte.

Was Karl V. für deutsche Kriegeskunst that, ist bekannt, eben so, was sie durch einen Wallenstein oder Gustav Adolph gewann. Doch zu einer origi-

nellen Fechtart, die ausschließlich die Deutsche wäre zu nennen gewesen, gelangte man nicht. Außer daß die ganze neuere Kriegskunst, in sofern Pulvererfindung von uns ausging, eigentlich deutsch ist, richteten wir uns nach Frankreichs Mustern. Die glänzenden Meister des Kriegs im Großen, wurden die Turenne, Condé, Luxemburg; Folard galt für den besten theoretischen Lehrer, durch dessen Schule der Taktiker gehen mußte. Auf Vauban waren aller Augen gerichtet, wo es die Kunst Festungen zu erbauen, zu vertheidigen und anzugreifen galt.

Eugen gab dem östereichischen Heere die französische Form und richtete dadurch große Dinge ins Werk. Leopold von Dessau, ein Zeuge seiner Thaten, diente einem Souverain, dem der kriegerische Glanz Leidenschaft war. Beide ordneten nun die nachher so berühmte preussische Kriegsmacht. Das Pünktliche des Dienstes bis auf die kleinsten Einzelheiten, und die militärische Schönheit, gingen sowohl dem französischen als allen übrigen Vorbildern weit voran, und der Geist der Ehre ward um so intiger an das Waffenhandwerk gekettet, als Friedrich Wilhelm I ausschließlich nur beim soldatischen

Geschmack huldigte, und in Person nicht anders als nach ihm beforirt erschien.

Vieles hiervon hatte nun an sich großen Nutzen, doch dem Gesichtspunkt der Uebersichtlichkeit kommt es oft nicht. Und was Deutschland (ins Gesammte) von den französischen Fortschritten der Kriegskunst, am ersten, am unerläßigsten hätte nachahmen sollen, unterblieb. Ich meine das Vaubansche System, die Gränzen durch Festungen zu decken. Frankreich hatte diesen, in der Folge nur zu bewährt erfundenen Panzer, angelegt, der deutsche Föderalismus hätte zusammentreten und aus zusammengeschossenem Aetzel ein Gleiches bewirken müssen. So hatte der westliche Nachbar einen unzuberechnenden Vortheil voraus. Bei allen Kriegen, die man mit ihm führen wollte, hemmte allenthalben ein erst durch langes Zeit- Geld- und Menschenopfern zu besiegender Widerstand, die Fortschritte; er konnte hingegen, wenigstens auf vielen Punkten, unsern Boden ohne ein anderes Hinderniß, als durch Heere aufgestellt ward, betreten. Wie oft hat das südliche Deutschland an dieser Schmach geblutet, und wie tief empfanden wir sie erst, in den Revolutionskriegen. Das Haus Oester-

reich hatte zwar etwas gethan, allein es langte nicht zu.

So viele Unweisheit der Väter, Vergehungen gegen die Zeit, die den, der auf ihr Mahnen nicht hört, wenn auch erst im Enkel, bestraft, haben wir nun in ihren Folgen zu bekämpfen. Schwer trifft uns der Tadel des Auslands, wenn dieser Kampf nicht sogleich gelingen will. Aber kann er es? Liegt's im Gebiete der Möglichkeit? Müßten wir nicht Halbgötter seyn, um die Hybern, die vorzeitliche Sorglosigkeit so furchtbar anwachsen ließ, mit einemmal von uns zu schleudern. Selbst, wenn alles unter ihrer Gewalt erlage, dürfte eine partheilose Nachwelt diese Generation wenig tadeln. Wenig sag ich, denn ganz tadellos freilich erscheint sie auch nicht. Man kennt das Sprichwort vom Apfel.

Man blicke dagegen auf den glücklichen Napoleon, umgeben von tausendfacher Stimme der Schmeichelei, die seinen Triumpfen Hymnen singt. Es ist ein Mann von großem Genie, wer darf es leugnen? allein es gilt nur wenige Jahrhunderte, deren Ereignisse der Forscher ins Auge fassen darf, und er entdeckt, daß ihm in Frankreich lange vor seiner Geburt, gleich

sam alles vorbereitet ward, um bereitst mittelst eines Talents, das die Gegenwart zu benutzen weiß, eine in diesem Zeitalter beispiellose Macht zu konzentriren. Ihm hat schon eine grausame Intoleranz, im sechzehnten Jahrhundert, und später in dem bekannten Gesetz von Nantes ausgesprochen, den Geist der innern Zwietracht getilgt, und mit Heinrichs IV. und Ludwigs XIV. gekrönten Thaten, den Franzosen zum Franzosen im rechten Sinne des Wortes gemacht. Ihm haben schlaue staatskluge Oberminister die politische Bedeutung Frankreichs auf einen so hohen Standpunkt erhoben, wenn schwache Regenten durch innre Fehler die Revolution herbeiführten. Ihm hat Vauban die Ostgränze des Reichs mit einem Schild versehen, der, als vielfach vereinte Heere die in Verwirrung gestürzte Nation anfielen, nicht zu durchbohren war, und welcher Zeit verschaffte, um der Abwehr doch einiges Planmäßige zu geben. Ihm haben die Mirabeau und Robespierre die Stüt der Freiheitschwärmerei entflammt, und durch Assignatenpressen und Schrecken des Schaffots, das hart an die Unmöglichkeit Gränzende möglich gemacht. Endlich ersündigten ihm unfähige Staatsvorsteher den für
das

das Wagstück empfänglichen Moment. Einer konnte die Zügel nur ergreifen, und Bonapartes Hand war kräftig dazu. Was hätte aber die Kraft ohne die so lächelnde Gunst der Umstände geholfen. Es wäre thöricht, dem Sieger von Lodi, Marengo, Austerlitz u. s. w. seine Lorbeern Himälern zu wollen, wer sieht aber auch nicht ein, daß der Saame dieser Lorbeern vielfältig auf fremden Gefilden gestreuet ward. Ja, man kann mit voller Wahrheit behaupten: auch Luther, Gustav Adolph, und (wie wir näher beleuchten wollen) selbst Friedrich II. ebneten ihm seine Siegesbahnen.

Und noch bis jetzt (leider ist's wohl wahr, inszwischen pressen auch die Conjuncturen so sonderbar widrig, daß der Entschluß eines Einzelnen dawider nicht viel vermög) gewinnt Napoleon eben so viel, wie vom eignen Talent, durch Uneinigfeit und Zaudern der Feinde. Besonders wird ihm die sehr erklärliche Eifersucht der alten Fürsten, und überhaupt ihre Abneigung gegen Frankreich seit 1789 nützlich. Denn beides macht, daß man die Nachahmung verbannt. Nie aber hat Frankreich mehr Riesenschritte der Erfindung im praktischen Kriege gethan, als da

man es zur Nothwehr zwang, die denn bald in Eroberungsfucht überging. Jede Kunst, die man eifrig kultivirt, muß sich ja nach dem Naturgesetze erweitern, die Entwicklung nimmt noch um so mehr zu, als Nothwendigkeit zum Anbau dieser Kunst drängt. Im Zeitalter Ludwigs XIV., nahm man eifrig alles an, was in Frankreich kriegskünstlerisches erfunden wurde, und jetzt, da es wahrlich weit nöthiger wäre wie damals, überlassen wir uns dem Stillestand, der, wie am Tage liegt, zum Rückgang wird.

Viertes Kapitel.

T r e n n u n g.

Doch es wird Zeit, Deutschlands Bund in seiner Trennung zu betrachten.

Es ist schon lange, daß Niemand gern im Auslande sich für einen Deutschen giebt, man ist lieber ein Preusse, ein Hamburger, ein Pfälzer u. s. w.

Es ist Thatsache, daß die Trennung vorzüglich seit dem westphälischen Frieden erzeugt wurde, so viele Mühe man sich auch damals gab, das locker gewor-

dene Band wieder auszubessern. Es gelang nicht mehr. Vor andern Dingen wirkte auch der schöne kräftige Anwuchs des Hauses Brandenburg, so stolz er an sich besteht, mit so gerechter Bewunderung er auch die Zeitgenossen erfüllte, zur Aufsidung der Gesamtkraft Deutschlands hin.

Die Mark gehörte wegen ihrer nicht vorthellhaften Lage, und eines, gegen den Süd und die Mitte Deutschlands gehalten, unfruchtbaren Bodens zu den am wenigsten geachteten Provinzen des römisch deutschen Reichs. Unter andern Umständen hätte man auch wahrscheinlich ein Erzbisthum daraus gemacht. Die Wendentaufe lieferte Vorwand genug dazu, allein der Sand gefiel den vornehmen Priestern (die immer Geschmacl befaßen, wie die schönen Rheingegenden, Salzburg, Bamberg, auch der fette Boden Magdeburgs und die artige Lage am Strom, beweisen,) nicht sonderlich. Man ließ es also mit kleinen Bisthümern (Havelberg, Brandenburg) beenden, und fand kriegerische Gränzgrafen nöthig, die aus verschiednen, und eben nicht den begünstigtesten Häusern (man mußte denn Otto's Günstling Gero ausnehmen) hieher gesandt wurden.

Zufällige Umstände gaben der Churmark, die in der Folge vereinigt ward, das Geschlecht Hohenzollern, welches nicht allein in Befestigung seiner Herrschaft, die Widerstand gefunden hatte, sondern auch durch Erwerb anderweitiger Besitzungen, ungemein glücklich war. Um meisten zeichnet aber dies Geschlecht eine Reihe von Regenten aus, die alle von dem düstern Andenken, das an die Thronen mancher Tyrannen erinnert, frei sind, von welchen die meisten Väter des Volks waren, die mehr dem Staate lebten, als sich selbst, unter denen einige als Muster der Staatsweisheit und des Heroismus in der Geschichte dastehn, Einer aber im ersten Rang der Bewunderten glänzt.

Es fand sich, so bald ein Held an die Spitze trat, daß die Brandenburger sich besonders zum Kriege eigneten, und der Ruhm, der ihnen ausschließlich ward, wenn sie im Reichskontingent auftraten, zusammengehalten mit dem Preis des Kampfs, den der letzte Churfürst davon trug, eine gefürchtete Macht, und ein merkliches Hindeuten auf Selbstständigkeit, waren es denn, was seinen Sohn nach der Königswürde, und seinen Enkel nach einer systematischen und

glänzenden Ausbildung eines in seinen Anlagen schon so fähig erfundenen Heeres streben ließ. Leopold, wie schon erwähnt ward, unterstützte ihn.

Seit der lutherischen Reform her, mußte der Gedanke an Selbstständigkeit für die jener zugethanen Reichsglieder immer viel Anziehendes haben, denn das Haus Oesterreich, welches den Kaiserthron sich schon so lange zu erhalten gewußt hatte, ward wegen seiner gebietenden Kräfte nicht geliebt. Indeß konnte Niemand einen Schritt dazu wagen, und selbst der Fürst von Doffau widerrieth einen Krieg wider das Haus Oesterreich.

Indessen war die Angelegenheit der pragmatischen Sanktion eingetreten, wo Henry nicht für gut fand, Karls VI. Tochter Wort zu halten. Die Politik dieses Kardinals ist eigentlich, worauf Preußen seine nachmalige Größe erbaute, sonst, ohne eine Vertheilung der Heere Oesterreichs konnte Friedrich II. seine Ansprüche auf die schlesischen Herzogthümer nie mit den Waffen geltend machen. Er hätte es auch, ohne die Einladung der Verhältnisse nicht versucht, und gesteht ja in der *Histoire de mon temps*, daß trotz dem, bei den vielfachen Bedenklichkeiten,

sein Alter von achtundzwanzig Jahren den Ausschlag gab. Den meisten indes wohl die heroische Ansicht der Dinge, aus der goldenen Periode der französischen Literatur geschöpft.

Friedrich schmückte sich gleich mit der Helbenglorie. Er eroberte ein reichendes Land, besiegte Truppen, die unter Eugens Aegide den Völkern Erstaunen geboten hatten.

Allein die früheren Fehler des deutschen Staatskörpers schädeten ihm den Einzelnen nun lebhaft. Aus ihnen ging einfließ die höhere Macht Frankreichs, und sein bedeutender Einfluß auf uns hervor.

Zu den Fehlern dieses Staatskörpers gehörte auch: wenn man zugab, daß auswärtige Fürsten hier Eigenthum hatten. Ein solcher Umstand ward sogar von der Kurzsichtigkeit als vortheilhaft betrachtet. Nie ist für Deutschland irgend ein Nutzen, Nachtheil aber genug daraus erwachsen. Daß Schweden Vorpommern in Besitz hatte *), das Haus Hannover, nach Annahme der brittischen Krone, seine

*) Frankreich erhielt dergleichen Schluß, und der Friede von St. Germain bestimmte den Schweden Vorpommern, das sie 1678 und 1679 verlohren hatten, wieder zurück.

deutschen Erbstaaten behielt, gab uns der fremden Intrigue preis, und heiligte unsre Gebrechen. Auch das Verhältniß Churfachsens mit Polen brachte Nachtheil.

Also, wie groß Friedrichs Genie, wie überlegen die Güte seiner Truppen war, von so vielen Hindernissen gepreßt, sich immer nichts beträchtliches thun. Die Verwirrung zwischen 1740 bis 1748 hätte mehr als einen bequemen Zeitpunkt dargeboten, durch Waffengewalt die nachbarlichen Staaten dem Hause Preußen einzuverleiben. Das Königreich Norddeutschland war damals vielleicht zu stiften, wenn (bei Frankreichs Macht) England und Schweden sich nicht im Besiz deutscher Provinzen befanden.

Der Aachener Friede brachte nach Karls VII Tode bekanntlich die Kaiserkrone wieder an das vorige Haus, und jetzt sah Deutschland, durch die Spannung der Häuser Oesterreich und Preußen, des letztern Streben nach Selbstständigkeit, und der erhöhten Neigung des sogenannten Corpus evangelicorum, dem Kaiser entgegen zu wirken, aufs Neue seine Festigkeit erschüttert.

Brandenburg, Preußen hatte eine schöne Provinz, sein Regent glänzende Lorbeern gewonnen, doch drohten für die Zukunft auch gefährliche Kriege, und der Vortheil, welcher der Reichsprovinz vom Federalismus zukam, schien ziemlich verloren. Die Maaßregeln, welche zu ergreifen es nun galt, waren theils ungewiß, theils als nothwendige hohe Spannung der Staatskraft, drückend. Sie bestanden in Allianzen, und der Unterhaltung eines unverhältnißmäßig großen Heers. Oesterreich und Preußen mußten einander wechselseitig fürchten, und auswärtige Mächte wider den sogenannten natürlichen Feind zu waffnen suchen. Hätte man doch dagegen nur über alles politische Vorurtheil wegzublicken, und den vernünftigsten Gedanken zu fassen vermocht, zu welchem nach dem Achner Frieden Zeltz reife genug vorhanden war: nemlich den Eger über die Mainpize zur französischen Gränze eine Linie gezogen, der Süd, mit Beistimmung der kleinen Fürsten von Oesterreich, der Nord in derselben Art von Preußen in Besitz genommen, und eine narrensüchtige Föderation zwischen beiden.

Es war eben König mit Frankreich gegeben.

Allerdings. Aber Frankreich bekam dann die ganze Kraft Deutschlands über den Hals, und zur Hälfte von Friedrichs Genie geleitet. Vielleicht daß auch England und Rußland feindselig auftraten. Aber schlimmer und blutiger konnte der Krieg dennoch nicht werden, als der bald folgende siebenjährige, und sicher hätte er zu einem großen Resultat geleitet, wogegen dieser umsonst gemordet hat.

Ich komme jetzt auf den Krieg, der unserm großen König, als glücklichen Vertheidiger gegen unershörte Uebermacht, unsterblichen Ruhm gewann. Bei der Gelegenheit muß ich aber eine höchst merkwürdige Stelle aus der Lebensgeschichte des Grafen von Schmettau, vor kurzem durch seinen Sohn herausgegeben, zitiren. Sie stellt Friedrichs Ansichten bei seinem Vorhaben, und die Beziehungen dieses Kriegs auf die Folgezeit, ans Licht.

„Noch vor dem Ausbruche des Krieges ward der Feldmarschall Schwerin zum Könige nach Potsdam berufen, theils um seine Meinung im Ganzen

*) Lebensgeschichte des Grafen von Schmettau, Königl. Preuß. General-Lieutenant u. s. w. Berlin bei Homburg 1805. Th. 1. Seite 308.

über die vorliegenden Umstände zu sagen, theils um den Operationsplan des künftigen Feldzuges festzusetzen. Bei seiner Ankunft befand sich der Herzog von Nivernois als außerordentlicher französischer Ambassadeur in Potsdam. Dieser war von Paris eingetroffen, um den König von der Allianz mit England abzubringen, und das alte freundschaftliche Band mit dem Könige von Frankreich wieder anzuknüpfen. Aber, ob der Herzog gleich einer der feinsten und gewandtesten Politiker des so berühmten französischen Kabinetts war, so blieben dennoch alle seine Bemühungen fruchtlos. Friedrich erhielt sich bei seiner einmal genommenen Maaßregel, ungeachtet alle Männer, in die er Zutrauen setzte, sowohl im Militair als im politischen Fache, seinen Entschluß mißbilligten. Der alte Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Graf Podewills, beharrte mit solcher Festigkeit auf seiner Meinung, man müsse durch Annäherung an den französischen Hof den Ausbruch des Kriegs vermeiden, daß er nicht dahin zu bringen war, das Manifest des Königs auszuarbeiten, welches die Rechtmäßigkeit der angefangenen Feindseligkeiten beweisen sollte. Viel-

mehr mußte der damalige zweite Minister dieses Departements, Graf Finkenstein, jenes Geschäft übernehmen. Die Feldmarschälle Reich und Schwerin waren auch der Meinung des Grafen Podewils und ich selbst *) habe Folgendes darüber gehört. Eines Tages, da die Feldmarschälle Schwerin und Reich nebst dem General Schmettau von der Tafel des Königs zurückkamen, gingen sie miteinander in Schmettaus Wohnung, und ließen mich, als einen jungen unbedeutenden Menschen im Zimmer, wo sie mit vieler Wärme über politische Gegenstände sprachen. Reich und Schmettau stellten dem Feldmarschall Schwerin vor, wie sehr er verpflichtet sey, dem Könige die große Gefahr des Staates vorzutragen, im Fall er ganz allein den Krieg wider Frankreich, Oesterreich und vielleicht Rußland aushalten sollte. Was ist zu thun? antwortete er. Ich habe das Alles dem Könige noch heute früh gesagt, und hinzugesetzt, daß eine Verbindung mit Frankreich ein leichtes, und das einzige Mittel bliebe, sich aus dieser Verlegenheit zu

*) Der Hauptmann Graf von Schmettau, Sohn des Gen.Lieut. spricht nehmlich hier.

ziehen. Der König versicherte mich, er sey meiner Meinung, aber er würde sich durch die Allianz mit Frankreich in den Fall setzen, von den Franzosen beständig als eine Macht des zweiten Ranges in Europa betrachtet zu werden; er sey es müde, diese Rolle zu spielen, und wolle sich in die Klasse der ersten Mächte unsres Welttheils erheben.“

Also sehen wir hier, daß Friedrich den siebenjährigen Krieg (der, beiläufig gesagt, unter andern zahllosen Uebeln, auch den russischen Einfluß auf Polen so ausdehnte, und uns diese Macht in der Folge immer näher an die Gränzen brachte. Ihr Stolz, ihr Eroberungsgeist wurden auch ungemein bei dieser Gelegenheit vergrößert) vermeiden konnte.

Alein seine Worte lauteten:

Ich bin müde, diese Rolle zu spielen
und will mich in die Klasse der ersten
Mächte unsres Welttheils erheben!

Bewunderung dem Heros, der das sprach. Er erhob sich auch in der That dahin, wo er wollte, indeß nur bedungen.

So lange nehmlich stand Preußen auf

diesem Punkt, als die anderen europäischen Staaten sich nicht über die 1763 bestehenden Gränzen ausdehnten, und es sich also seine ganze Furchtbarkeit in dem alten Verhältniß erhalten konnte.

Die Furchtbarkeit beruhte nun wieder, erstens: auf Friedrichs Genie, dann auf einem Heer, welches in der theoretischen und vollzogenen Kriegeskunst allen übrigen voraus war, und einem Finanzsystem, das einem kleinen Staate den möglichst blühenden Flor gab, und mithin die Einkünfte möglichst erhöhte, und, bei Bestreitung der Kosten eines unverhältnißmäßig großen Heeres, dennoch so sparsam verfuhr, daß man immer auf den Nothfall mehr Geld bereit hielt, als die Feinde.

Sie mußte indeß nothwendig sich in dem Grade vermindern, als andre Nationen, sey es durch wirkliche Ausdehnung ihres Gebiets, oder nur Verbesserung der inneren Einrichtungen; durch Macheifern in der Kriegeskunst, durch Handelsflor u. s. w. in ein bedeutenderes Verhältniß zu uns traten, welches manchen durch die Umstände leicht ward, und auch von mehreren

Seiten geschah. Was die Wirkung seyn mußte, wenn wir selbst unsre Norm verabsäumten, liegt am Tage. (Die Wirkung trat auch ein.)

Hätte aber Friedrich seinen Entschluß auf eine unbedungene Weise ausführen wollen, so

mußte es vermöge unmittelbarer Eroberung eines Gebiets geschehn, in welchem alles durch sich selbst (d. i. durch die Wichtigkeit der innern Hülfquellen,) schon bestand.

Vermuthlich hieß das seine Absicht. Winterfelds Rathschläge zielten dahin.

Da ist denn aber für seine Nachfolger freilich dort übler Folge, wenn, so sehr auch Friedrichs Ruhm im Vertheidigen gegen die Uebermacht glänzte, das Object des Kampfes nicht erreicht ward. Und sie könnten allerdings sagen: Erschien es nicht im Gesichtskreis des Möglichen, hätte der Kampf vermieden, im Gegentheile aber mit aller dabei nöthigen Konsequenz geführt werden sollen.

Wir lesen in einer auch vor kurzem erschienenen Schrift folgendes: *)

*) Prinz Heinrich von Preußen u. s. w. Berlin bei Homburg
1805. Th. 1. Seite 7.

„Wir eilen jedoch zum Ausbruch des wichtigen Krieges, welcher den Ruhm des Prinzen begründete. Die Ursachen desselben haben alle Geschichtschreiber in der Rache gesucht, obgleich schon die Politik allein ihn veranlassen konnte.“

„Oestreich bedurfte keines andern Motivs zum Kriege, als die Wiedereroberung von Schlesien; Frankreich keines andern, als Preussens Bündniß mit England und die Eroberung von Hannover. Alle aber wurden durch die Besiznahme von Sachsen zum Kriege gereizt.“

„Der ehrfüchtige Winterfeld war Urheber dieses Einbruches, den seine Geschicklichkeit entwarf. Schon früher rieth er zum Ueberfall unvorbereiteter Feinde, und vielleicht mit Recht, wenn er je geschehen sollte. Von zweien Entschliessungen mußten die entgegengesetzten gewählt werden. Eine halbe Maßregel war die gefährlichste. Hier veranlaßte sie eine siebenjährige Gefahr.“

„Einen plötzlichen Angriff seiner Feinde hatte Friedrich nicht zu fürchten. Ihre Heere waren nicht versammelt, ihre Magazine nicht gefüllt. Zur Vertheidigung gerüstet würde ihn dieser Angriff

nicht getroffen haben. Schlesien ist leicht zu vertheidigen, Sachsen wurde durch drei Korps, bei Bunzlau, Magdeburg und Potsdam, in Furcht erhalten. Bei einer drohenden Ruhe blieb Friedrich sicher, und erhielt den Frieden; bei mehrerer Thätigkeit schrieb er, ein neuerer Cäsar, in zwei Monaten die Bedingungen des Friedens in Wien vor."

„Prinz Heinrich befehligte eine Brigade bei dem Einmarsch in Sachsen und bei der Einschließung der Sachsen. — Der General Winterfeld mußte, wann gewaltsame Maßregeln die besten sind. Er schlug vor, die Sachsen in ihrem Lager bei Pirna zu überwältigen, noch ehe sie sich verschanzten. Er entwarf eine vortreffliche Disposition. — Der König wäre dann nach Prag, ja selbst nach Wien gezogen. Dreißigtausend Oesterreicher, im Lager bei Kollin, konnten nicht sechzigtausend Preußen aufhalten. Ihnen fehlte es an Artillerie, ihrer Reiterei an Pferden. — Der Rest der Oesterreichischen Macht wäre einzeln aufgerieben worden. — Friedrich verlor die Zeit mit unnützen Unterhandlungen. Er hatte zu viel gethan,

hin

um durch Mäßigung seine Feinde zu besänftigen; er that zu wenig, um sie durch Schrecken zu lähmen.“

Ohne des Verfassers Meinung grade oblig unterschreiben zu wollen, so leuchtet doch vor allen Dingen ein:

Erstlich: Friedrich hatte es vermuthlich in seiner Gewalt, der gefährlichen russischen Feindschaft auszuweichen. Er war bis dahin mit England im Bunde, zog sogar noch daher Subsidien. Dies gab dem neuen brittischen Verbündeten Gelegenheit, sich freundschaftlich zu nähern. Elisabeth war eine Dame, Friedrich ein schöner Geist. Erstere widerstehen den letztern selten, wenn diese es auf Eroberung ihres Gemüths anlegen wollen. Aber Friedrich sagte einen witzigen Einfall auf ihre Kosten.

Zweitens: Was Friedrich mit Sachsen that, konnte füglich auch gleich mit Schwedisch-Pommern und Mecklenburg geschehen. Schlimmer wards immer nicht, er bekam aber mehr Hülfquellen. Auf Verwegenheit kam es an. An politischem Vorwand gebrach es nicht. Und diese beiden

Staaten gehörten auf jeden Fall in den zu erobernden Worter.

Man sehe, was hier gesagt wird, keinesweges als Eadelsucht an. Niemand ist inniger von verehregden Geföhlen für den großen Mann eingenommen, als der Verfasser dieser Schrift. Allein es kömmt hier auf eine richtige Würdigung unseres jezigen politischen Standpunkts an, und nur auf dem Wege der historischen Kritik läßt sich zu ihr gelangen.

Fünftes Kapitel.

Das Jahr 1790.

Wir blickten eben auf Friedrich zurück. Er hinterließ seinem Thronfolger Waffen und Finanzkraft in einem für die Zeit möglichst guten Zustande. Doch setzte er ihn zugleich in die Lage: Entweder durch Spannung sich auf der Höhe zu erhalten, oder, wenn das die Zeit nicht mehr zugab, zu erobern.

Ein Kabinettsminister des großen Monarchen,

der die Tendenz des Staates richtig durchsah, sprach die Regel aus:

Alle fünfzehn Jahre muß Preußen einen Krieg bestehn!

Der einfache aber kernhafte Mann hatte Recht. Davon hing die Übung, und von dieser wieder die Furchtbarkeit ab. Dann ließen sich auch günstigere Verhältnisse, als während des siebenjährigen Krieges hoffen, da mußte denn der Kriege Resultat Eroberung seyn.

Daß es aber zugleich in der Tendenz des Staates lag, jede besonders einladende politische Erscheinung zu benutzen, versteht sich wohl von selbst. Das Schwert mußte schon gezückt werden, wenn nur das bis dahin (freilich sehr chimärische) europäische Gleichgewicht bedroht ward.

Drei Jahre nach Friedrichs Absterben trat ein Zeitpunkt ein, der Preußen zu den Waffen rief.

Rußland und Oesterreich bekriegten die Pforte, und da die Streiter des Orients weder den früheren Turkomannen, noch den neugeformten Streiterhaufen gleichzustellen sind, zwar unter großer Anstrengung, doch endlich mit Glück. Friedrich II. wollte einst

nur die Besitznahme Bayerns dem Hause Oesterreich nicht gestatten, und Friedrich Wilhelm, um so besorgter, daß es in Verbindung mit der nordischen Hauptmacht die Türkei in Europa theilen werde, schickte sich zum Krieg an.

Dieser König ward damals wegen seiner festselnden persönlichen Eigenschaften, fast angebetet; noch befand sich sein Schatz in stattlicher Verfassung und die Armee ward von dem schönsten heroischen Eifer durchglüht. Preußens Krieger brannten um so mehr, sich zu schlagen, als der ziemlich unblutige eilf Jahr zuvor geschlossene Teschner Friede dem Esprit de guerre anstößig gewesen war. — Wirklich hieß auch der Betracht des Rufs schon, diesmal Ernst zu machen.

Allein es vereinigten sich in diesem Zeitpunkte Nebenumstände, die nimmer so lächelten; und an deren Erneuerung gar nicht mehr zu denken ist.

Oesterreich hatte sich beträchtlich erschöpft, und der größte Theil seiner Heere mußte gegen die Osmanen stehn bleiben. Nahm man ihn weg, um sich wider Preußen zu vertheidigen, rückten jene Feinde nach. Joseph II. unterlag physischer Schwäche.

(starb bekanntlich auch bald hernach). Seine besseren Feldherrn waren ergraut. Seine Neuerungen, mit zu großem Ungestüm und zu weniger Hinsicht auf die Stufe der Nationalbildung begonnen, hatten ihn nicht beliebt gemacht. In den Niederlanden wehte vielmehr die Fahne der Empörung, die sonst so treuen Ungarn äußerten Mißvergnügen, und das ganze Erbland seufzte unter dem Druck, den der übelberechnete Krieg gegen die Türken nothwendig machte.

Rußlands Monarchin alterte auch. Unter den Großen des Staats herrschten Partheigeist, Intriguen und Spaltungen, die dem Ganzen nicht zuträglich waren. Die Heere in Bessarabien, der Wallachei u. s. w. schwanden ein, und eben so schwierig als dort bei Oesterreich hieß ihr Gebrauch gegen einen andern Feind. Gustav III, ein unternehmender Feuerkopf, fand schon geringen Widerstand. Ihm mangelte vorzüglich Geld, womit Preußen damals noch auszuhelfen im Stande war. Polen ließ sich zum Beitritt einer Verbindung gegen Rußland bewegen, und England unterstützte sie durch eine Flotte im Ostmeer.

Diejenige Macht, welche unter andern Umständen wesentliche Hindernisse dabei hätte bereiten kön-

nen, blutete an den inneren Wunden einer eben ausbrechenden Revolution. Auf ihre Neutralität war vollkommen zu zählen.

Es galt hier für Preußen noch nicht einmal Berwegenheit, (die durch vorerwähnte Staatstendenz aber zur rechten Stunde angezeigt wird,) nur frischen Muth. Eine Operation auf Wien, eine auf Riga. Nie hätte das Schwert reichere Unterstützung in den Nebenumständen gefunden. Wer berechnet den Erfolg, besonders wenn Friedrich Wilhelm II, wie längst billig, die Achtung vor der vergoetheten morschen heillosen deutschen Verfassung einstellte.

Statt aber die Gelegenheit mit Eile und innigem Feuer zu umarmen, schloß man — was? — die Uebereinkunft von Reichenbach, und die Traktaten von Czistowe.

Der Patriot schaudert bei Rück Erinnerung an diesen unglückseligen Mißgriff, der die schönsten Hoffnungen, die uns je dargeboten wurden, von der Hand wies. Gern möchte er nimmer daran denken, wenn nur die oft trostlose Gegenwart nicht so oft die Einbildungskraft und das Urtheil in die Vergangenheit zurückführten.

Diesem Mißgriff folgten bald mehrere. Herzberg hatte bei Gelegenheit der Erbverfaßung, die er Polen geben wollte, einen Plan, durch welchen zuletzt dieses Reich Preußen angeeignet werden konnte, wie Ungarn dem Hause Oesterreich. Auch das machte nahen Scheinvorthellen Platz, und die entferntere größere wahrhafte schwand für immer.

Sechstes Kapitel.

Bertauschung des Herzberg'schen politischen Systems.

Die wahre Politik muß nicht bloß das laufende Jahr, auch nicht das laufende Jahrzehend ansehen. Intrigue ist aber nicht wahre Politik. Diese ist auch Sache des Genies. Ein genialoser Politiker ist durch aus unbrauchbar.

Nun gibt es aber freilich zweierlei Arten des Genies, nemlich das solide, d. i. mit Wissenschaft und Erfahrungen gewaffnete, und das excentrische, welches eigensüchtig nur aus dem Vorn der Phantasie

ſie ſchöpfen will. Mit wenigen Ausnahmen, (als wo etwa reiner Zufall freundlich dazu tritt,) verdirbt dieſes mehr als es wahrhaft fördert, und kann hiſweilen noch gefährlicher werden, als die zu ängſtliche bleierne ſchwankende Bedächtigkeit.

Doch jenes Genie — jenes, iſt das Palladium der Staaten. Heil dem, wo Natur und eigenes Streben den Fürſten in den Beſitz deſſelben ſetzen, oder wo der leſtere ſich wenigſtens damit umgab, denn auch der genialſte Fürſt kann nicht alles ſelbſt ſeyn. Zu verwickelt iſt die Maſchine. Auch Friedrich II, obſchon die Geſchichte ſelten oder nie eine ſo vollkommene eigene Centrifugalkraft auf einem Throne zeigt, bedurfte der vorzüglichen Umgebung und ſuchte ſie auf.

Heil dem Fürſten, noch einmal ſey's geſagt, der ſeine Rache glücklich wählt. Er, Er ſelbſt wird den Nutzen davon ärndten, ſo wie Jhn es am empfindlichſten trifft, wenn Er ſich an Leute der Art, die Rouſſeau, wo ich nicht irre, des aimables regisseurs nannte, wendet.

Die Mittelmäßigkeit iſt eine treffliche Sache ſo lange alles ruhig geht. Bei der Unruhe aber nicht.

Regt sich der Spiegel des Ozeans nur in stillen
 Regen, deuten die Wimpel nur auf den freundlichen
 Luftstrom, o dann vermag allenfalls ein gutes altes
 Mütterchen am Steuer zu stehen, und mit Hülfe ge-
 wandter Matrosen, eines Magnets, einer Seecharte,
 deren Gebrauch unter solchen Umständen ein Kind
 begreift, leitet sie das Schiff auf dem richtigen Cours
 fort. Doch es stürmt das Meer. Die Brandungen
 toben. Die Luft ist schwarz. Das Schiff wird von
 seiner Bahn zwischen Untiefen und Klippen geris-
 sen. Die Stangen drohen zu brechen, ein Leck das
 feindliche Element einzulassen. Nun gilt's kräftige
 männliche Faust, vielseitige Kunde, und Geistesgegen-
 wart — im schlimmsten Fall das Entdecken eines
 Hülfsmittels, wo andere schon um Rettung verzwei-
 feln. Mit einem Worte: es gilt Genies.

Wer nur in dem Ausdrucke Herzbergs: Preus-
 sen muß kriegen, nicht schon das Genie entdeckt,
 dem möchte ich gutmeinend widerrathen, sich mit Kri-
 tik des Genies jemals zu befassen. Möchte dieser
 Minister hie und da in einer Hypothese irren, mögen
 Andere geschmücktere diplomatische Memoiren verfaßt
 haben, Herzberg aber hatte den richtigen Takt, die

Ansichten Friedrichs II. waren auf ihn übergegangen, ein glücklicheres Erbtheil konnte unter andern der große König seinem Vetter nicht nachlassen, wie diesen Herzberg, der so hell sahe, welches Verhältniß Preußen im Zeitstrom Zustand, Preußen muß kriegen — Herzberg wollte aber noch mehr sagen, was sich wohl erräth, und hätte es nur die urbanere Form die Neueuropäer gestattet, warlich er hätte gern jede Verhandlung, mit einem an Cato den ältern mahnenden Zusatz geschlossen. Dergleichen ist zwar nach strenger Moral nicht zu rechtfertigen, aber vaterländisch, und für Jahrhunderte gedacht. So lange die Völker getrennt sind, ist auch keine völlige kosmopolitische Moral denkbar, obschon eine so überspannte Immoralität, wie die des vielgepriesenen Pitt, ihre Strafe treffen wird. War es auch nur des Chimärischen wegen, das mit Einemmal die ganze Erde gewissen Regeln unterwerfen will, und sich einen Gegenruck erschafft, dem doch späterhin nicht mehr zu widerstehen ist.

Herzbergs Ansichten unseres Staatsinteresses, wenn Friedrich Wilhelm II. sie aufnahm, konnten gar wohl wieder auf einen andern Minister, der Herzbergs Platz ersetzte, übergehn, der sie dem folgenden Regenten,

einem anvertrauten Heiligthum gleich, aufbewahrte. Es versteht sich, daß hier nicht an Fixiren gedacht wird, die Hauptidee in dem System blieb nur fest stehn, d. i. der Zweck, die Grundsätze, welche bei der Wahl der Mittel aufzustellen waren, mußten in den Zeichen der Zeit gefunden werden.

Wo ein Staat im Besiz einer klar gebachten und unaufhörlich verfolgten Tendenz ist, da erblickt man auch die Blüthe des Gedeihens. Sie welkt mit der Verachtung jener ab.

Rußland geht im Allgemeinen genau auf der Bahn fort, die Peter der Große vorgezeichnete.

Elisabeth — Cromwell — Chatam !! Warlich eine durch Jahrhunderte festgehaltne Tendenz kann endlich zum überreizenden Gebrauch ihrer Segnungen verführen, und der Riese erliegt endlich an stheaischem Blureichthum. Der dereinstige Fall Englands paßt vielleicht zu diesem Bilde, wie vormals Rom.

Man blicke auf China, auf seine uralte Weisheit, die Gemeinschaft mit fremden Völkern zu vermeiden, die noch jezt dem Grafen Sollowkin Schwierigkeiten in den Weg legt. Dies Reich muß aus

Mangel des Ideentauses in der höhern Kultur zurückbleiben, wird aber dauernder, wie alle übrigen dastehn.

Die festgehaltene Tendenz Preußens hätte früher oder später unfehlbar ganz Deutschland unterworfen. Friedrich Wilhelm tauschte sie in dem Augenblick um, wie er die Herzberg'sche Politik (in der aber alles liege) aufgab. Dieser Fürst war von Wohlwollen und Humanität durchglüht, die schöne Majestät seiner Gestalt, das Gepräge der verfeinerten geschmackvollen Bildung, welches sein Aeußeres bezeichnete, die leutselige Sprache des Blicks, alles das unterwarf ihm alles, und Wohlwollen gegen Einzelne, an die ihn vielleicht ein jugendlicher Sanguinismus gekettet hatte, wars wohl auch, was ihn Vorschlägen Gehör geben ließ, die, wenn schon einleuchtend für den Augenblick, doch so gefährlich in ihren Folgen wurden. Dieser Zug des Herzens war schön. Aber die Rathgeber müssen vorzüglich in der Geschichte als Warnungszeichen für die Bekrönten aufgestellt werden.

Verweilen wir noch einen Augenblick bei unserm Palladium. Es ist nichts geheimnißvolles dabei,

man darf alles aussprechen, und das mag auch geschehen, da es Tausende und abermals Tausende, und selbst Männer von Bedeutung giebt, die den Begriff kaum ahnen, vielweniger auffassen.

Drei elementarische Stoffe sind's, durch das Genie aufgefunden, durch das Genie benützt, die die glückliche Mischung liefern, von welcher allein genährt der preussische Nar sich kräftig und jugendlich erhalten kann. Sonst — merkt auf des Unbedeutenden Wort, Bedeutende! — erlahmt sein Fittig.

Sie heißen :

Ehre. Licht. Lex parsimoniae.

Die Ehre muß unaufhörlich den Stolz unster Soldaten heben, nur der Stolz kämpft siegreich. Der siegreiche Kampf dehnt die Gränzen. — Sie muß die Staatsmoral seyn. Sie finde nur ihre gerechte Achtung, und sie wirkt Wunder.

Das Licht war's, wodurch sich unsre Väter ehrten, wodurch man einen kleinen unfruchtbaren Staat blühend zu machen wußte. Seit dem Churfürsten Friedrich Wilhelm, nahm man bei uns auf, was sich anderwärts durch Intoleranz verfolgt sah. So

gewannen wir Bevölkerung, wahrheitsliebende Bürger, und fremde Industrie. Man besserte unsere Gesetzgebung, indem sie durch die philosophische Vernunft beleuchtet ward. Man nahm die Fortschritte der Wissenschaften und Künste ins Auge, setzte zusammen und baute möglichst selbst. Immer freier spähte der Blick nach dem Guten umher, denn er entseffelte sich immer mehr von den Nebeln des Wahns und Vorurtheils. Friedrich II. fürchtete nimmer etwas für die Ehre von Licht. Jene ist so heilig durch ihren eignen religiösen Gehalt, daß alle Tempel des herrschenden Cultus stürzen dürfen, sie wankt nicht. Ihre reine Flamme zu erhalten, bedarf es weder der Altäre noch der Bonzen. Nur gerechte Achtung. Die zarteste, reinste könnte die Republik Marino zur Welt Herrschaft führen.

Das Licht lehrt aber, daß was etwa die Achse an Form bedingen könnte, dem Genius der Erde anpassen. B. B. wenn man für den äußern Regiments unserer Offiziere ehemals schon genug durch Prachtkleidung that, so fordert, da man längst den Gesichtspunkt auffaßte, daß dergleichen dem Feldbesuche nicht zusteht, jetzt die Zeit, daß man durch die

here Zeichen auf ihn wirke. Mommente, ein stolzeres Veteranenhaus, wie das zu Paris (denn bloße Nachahmung thut nicht genug, es muß noch ein neuer fühnerer Ideenschwung hinzukommen) u. s. w. Wenn sonst ein buntpfarbiger Rock ausreichte dem gemeinen Soldaten die bei größerer Rohheit notwendige Strenge der Disziplin zu versüßen, so muß man nun, da die Kultur diese Rohheit milderte, darauf bedacht seyn, diese Strenge vorsichtig zu beschränken und endlich ganz abzuschaffen. Unterläßt man es, so gewinnen Nationen, die sich dadurch veredelten, daß sie das schöne Prinzip der Ehre, auch bei den Geringern in Wirksamkeit brachten. Was das artige bunte Kleid unter Friedrich Wilhelm I. war, hätte schon die Abschaffung des Stocks seyn müssen, wenn das Licht so die Flamme genährt hätte, wie es in der Vergangenheit angedeutet steht. Das Licht ward aber dazwischen durch Verfinsterer angehaucht, die es gar zu ertödteten strebten, drum kann es noch nicht wieder lodern als zuvor.

Lex parsimoniae heißt nicht nur unmittelbar sparsam seyn, sondern auch mit wenigem weit zu reichen wissen. (Der siebenjährige Krieg!) Ehre und Licht leisten dieser Kunst den reichlichsten Vorschub.

gewannen wie Bevölkerung, wahrheitstrebende Bürger, und fremde Industrie. Man besserte unsere Gesetzgebung, indem sie durch die philosophische Vernunft beleuchtet ward. Man nahm die Fortschritte der Wissenschaften und Künste ins Auge, setzte zusammen und haute möglichst selbst. Immer freier spähte der Blick nach dem Guten umher, denn er entfesselte sich immer mehr von den Nebeln des Wahns und Vorurtheils. Friedrich II. fürchtete nimmer etwas für die Ehre von Licht. Jene ist so heilig durch ihren eignen religiösen Gehalt, daß alle Tempel des herrschenden Cultus stürzen dürfen, sie wankt nicht. Ihre reine Flamme zu erhalten, bedarf es weder der Altäre noch der Bonzen. Nur gerechte Achtung. Die zarteste, reinstste könnte die Republik Marino zur Weltherrschaft führen.

Das Licht lehrt aber, daß was etwa die Achtung an Form bedingen könnte, dem Genius der Zeit anpassen. B. B. wenn man für den äußern Ehrgeiz unsrer Offiziere ehedem schon genug durch Prachekleidung that, so fordert, da man längst den Gesichtspunkt auffaßte, daß dergleichen dem Feldleben nicht zusteht, jetzt die Zeit, daß man durch die

Bedarf es übrigens einer Erörterung, wenn ich sagte: Friedrich Wilhelm II. hat die Tendenz des Staats vertauscht? Und wie die Folge gezeigt hat, auf unglückliche Weise?

Allerdings tastete er die Ehre keineswegs un mittelbar an, suchte vielmehr ihr Heiligthum unver leslich zu erhalten. Sein Begriff davon drang aber nicht genug ein. Er glaubte beim Militär durch Lohnen des Verdienstes genug zu thun, und war freigebiger mit Ehrenzeichen, Beförderungen, Geschenken, als sein Vorgänger.

Aber im Lohnen des Verdienstes liegt eben eine unendliche Gefahr für den Geist des Ganzen. Woran erkennt sich das Verdienst, besonders beim Frieden? An Empfehlungen. Auf welchen Wegen diese in solchen Fällen dann gesucht und gefunden werden, ist bekannt. Für einen Vorgezogenen, den sich der Monarch ausschließlich verbindet, macht er zwanzig Uebergangene mißvergnügt. Ist nur Einer unter der Menge, durch nicht eben reine Mittel gestiegen, schmückt der Preis des Verdienstes nur einmal das Unverdienst, so wirkt es nachtheilig auf das Zartgefühl Aller. Kommt dergleichen häufig vor, so
wird

Wenn selbst bei der Anziennetät die Kultur des Geistes zurückbliebe, so wuchert sie dem Gemüthe das für reichliche Kraft, und als Instrument genommen, ist das Gemüth wenigstens im Kriege eben so viel werth, (wo nicht mehr?) als der Verstand. Allein durch zweckmäßige Erziehung läßt sich solchem Wangel wohl vorbeugen.

Will man Beweise? Ich darf sie wahrlich nicht aus den unverderbten Jahrhunderten Griechenlands und Roms herbeisuchen; das lautrufendste ist ganz nahe. Nur einen Feind hat Frankreich, bei dem Heiligkeit der Anziennetät gilt, aber dieser Feind ist auch nur der gefährliche: England! Kahles Geschwätz, wenn man es auf die Konstruktion der Schiffe, bessere Taktik, lange Uebung u. s. w. wirft. Weshalb überwandten ungeübte Römer die Punier sehr schnell auf dem Meer? Das kriegerischere Gemüth ist, und Anziennetät, oder wie man es besser nennen kann, Stolz des Eigenwerths und der Gleichheit, nähren seine Flammen.

Wenn ich in ein Heer trete, in welchem Anziennetät herrsche, fühle ich in demselben ~~Wang~~ schon vom Stolz des Feldmarschalls ~~aus~~ ~~an~~ ~~zu~~

reflektiren; ich bin auf dem Wege dazu, es ist der grade, der einzige. Auf ihm zu bleiben, bedarf es nur des bedingnen Ehrgeizes, der Pflichterfüllung, und der immer fleißig ausgebildeten Fähigkeit. Niemand darf mir mein Recht streitig machen, in sofern ich rechtlich bin; darauf richtet sich also das nothwendige einzige Bestreben. Ein einfacher moralischer Charakter, (der dem Soldaten eigentlich gebührende) bewohnt mein Inneres. Und ungeheuchelte Liebe für die Regierung, die mein Recht achtet, durchglüht mich.

Doch die Regierung weicht von der Regel ab. Sie kann es, sie ist im Besitz der Willkühr. Besondere Huld für die, welche Ausnahmen darstellen sollen, bestimmt sie. Man will sich die Subjekte, die man auszeichnet, besonders verbindlich machen.

Allein alle Uebrigen, das will schon der Egoismus, wie viel mehr der im Busen wohnende Stolz, fallen ein schweigendes Urtheil über die verliehene Gunst. Auf die begründende Ursache fällt der nächste Blick.

Wars Tapferkeit, die ein Individuum erhob, so spricht jeder, an dem sein Flug vorübereilte: Das war

Pflicht. Ich würde, müßte, so wie die Gelegenheit winkt, dasselbe thun. Liegt nicht eine Art dunkeln Zweifels an andre, in der Belohnung dessen, was Schuldigkeit ist? Und warum muß ich zurücktreten? (denn jeder Vorzug bewirkt einen Rücktritt der Uebrigen) Sein Glück lohne ein Ehrenzeichen, das mir auch gebührt, sobald der Zufall mir die Gelegenheit verschafft, im Erfüllen der Pflicht zu glänzen, doch nicht die Beeinträchtigung des Rechts seiner Brüder.

Ist ein Mann von Genie, das seinem schuldigen Fleiße leichtere Früchte wuchert, hat er sich durch nützliche Erfindungen, Erweiterungen der Kunst, besser ausgesprochene Lehrbegriffe u. s. w. verdient gemacht — wohlta, die That ist Pflicht, die höhere Fähigkeit nicht sein Verdienst. Was kann ich dafür, wenn mir die Natur gleiche Talente versagte? Ich leide ohnehin durch ihre Entbehrung. Warum soll ich auch noch durch das Zurücktreten bestraft seyn? Sinds baare Vortheile, die der Staat hier gewann, so lohne er ihren Urheber durch baare Geschenke, und nicht auf eine Art, die mein Recht kränkt.

reflektiren; ich bin auf dem Wege dazu, es ist der grade, der einzige. Auf ihm zu bleiben, bedarf es nur des bedingnen Ehrgeizes, der Pflichterfüllung, und der immer fleißig ausgebildeten Fähigkeit. Niemand darf mir mein Recht streitig machen, in sofern ich rechtlich bin; darauf richtet sich also das nothwendige einzige Bestreben. Ein einfacher moralischer Charakter, (der dem Soldaten eigentlich gebührende) bewohnt mein Innres. Und ungeheuchelte Liebe für die Regierung, die mein Recht achtet, durchglüht mich.

Doch die Regierung weicht von der Regel ab. Sie kann es, sie ist im Besiß der Willkühr. Besondere Huld für die, welche Ausnahmen darstellen sollen, bestimmt sie. Man will sich die Subjekte, die man auszeichnet, besonders verbindlich machen.

Allein alle Uebrigen, das will schon der Egoismus, wie viel mehr der im Busen wohnende Stolz, fällen ein schweigendes Urtheil über die verliehene Gunst. Auf die begründende Ursache fällt der nächste Blick.

Was Tapferkeit, die ein Individuum erhob, so spricht jeder, an dem sein Flug vorübeteilte: Das war

Dienst leben zu können, oder die Fähigkeit, anderweitig anständigen Unterhalt zu erwerben. Man bleibt, aber die Kunst sich zu befördern (l'Art de parvenir) wird mehr Studium als die Pflicht. Noch höher steigt das Uebel, wenn, um Günstlinge an den Platz zu bringen, ein anderer, invalid oder unfähig erklärt, ihn räumen muß. So kann mirs auch gehn, sag' ich mir immer, und meine Hoffnungen verblühen. Die Sicherheit, mit der ich sonst dastand, wankt. Ich murre nicht, das wäre gegen die Ehrfurcht, die ich der Regierung schuldig bin, ich thue demungeachtet, was mir nur der Gehorsam auferlegt, ich werde mir nichts vorwerfen lassen, wenn ich das Schwerdt gegen den Feind zücken soll, allein — so wie ich von Kränkungen meines Stolzes gebeutet ward, mag ich nur mit jenem Helben Ossians ausrufen: dahin ist meine Stärke im Krieg!

Hätte Oesterreich das bedacht, seine sonst trefflichen Heere würden die französischen vielleicht so besiegt haben, als der entgegengesetzte Fall eintrat. Wer die Heere Oesterreichs genau kennt, muß mir in dem anscheinenden Paradoxon beipflichten: das Verdienst, das unselige Verdienst zerrüttet sie!

Doch das sind noch die edlen Motive. Da ist der bewirkte Schaden (Schaden ist aber auch hier) noch nicht beträchtlich; aber er ist nicht mehr zu übersetzen, wenn etwa körperliche Schönheit schon einen Vorzug begründet. Für dies Glück, meint jeder, reiche ihm das andre Geschlecht den Preis, nicht ich. Oder wenn es offen daliege, daß die Empfehlungen Bedeutender, von gesüßter Gewandtheit, angenehmen einschmeichelndem Betrogen, oder Nepotismus, oder gar von sekundären Empfehlungen der Damen, wo der Ekstasensänzer Beifall fand, ausgingen *).

Was thue ich da? Mein Stolz lege mir auf den Abschied zu fordern. Wo das der Stolz gebot, da verlor der Staat schon gewiß ein Subjekt von Werth. Aber der Stolz wird im Allgemeinen lothrer werden. Nicht immer lassen die Verhältnisse das Abgehn zu. Es mangelt das Vermögen, um ohne

*) Ich berühre diese Saiten nicht gern, da man dabei leicht Mißdeutung findet. Doch dies Werk ist dem Patriotismus geweiht, und kann, einen in seinen Folgen so wichtigen Umstand nicht übergehn. Daß übrigens in der Wahrheit mehr Patriotismus leeg, als in der Schmeichelei, sieht wohl jedermann. Ich spreche sie mit Muth, doch bescheiden aus, und enthalte mich, wie billig, aller speziellen Beziehungen.

den, bis dahin unterrichte ihn der Staat, dann ist der Grund des Wissens gelegt, und es bedarf nur noch einiger Anstalten (Vorlesungen für Offiziere, Regimentsbibliotheken,) so bleibt er in der theoretischen Kunst nicht mehr zurück. Erfahrung und Ausübenthum das weitere, und man darf für keinen unfähigen General fürchten.

Aber — heißt dann — nur ein Greis rückt auf diese Weise zum Feldherrn empor. — Wohlthat, bestmögliche Würde, und Erfahrung! — Das hohe Alter begleiten Vorurtheile, Bedenklichkeit, Mangel an Entschluß. — Bei andern Ständen sind die Greise seltener der Pedanterie ergeben, als beim militärischen, ein Beweis von Fehlern der frühen Bildung; besetzt die! — Doch natürliche Geisteschwäche — Eine Umgebung von unterrichteten talentbewährten jüngeren Männern, aus deren kräftigen Rathschlägen die Erfahrung wählen mag; kömmt gar sehr zu Hülfe. — Aber der Feldherrenberuf will Gemüth, physische Kraft. — Ah, kultivirt Gemüth und physische Kraft. Begehrt nicht ohne Saat zu ärndten. Versuchs noch jugendlich kräftige Greise zu erziehen. Sumarow war einer.

Ein Professor der Kriegskunst spricht zwar anders, aber die Fackel der Philosophie hat auch keine Kunst noch weniger beleuchtet, als diese. Der Professor meint: woher soll die gehörige Summe von Kenntnissen und Fleiß kommen? Der Feldherr, wo soll er seine Bildung erhalten?

Aber man bildet ja noch nicht einmal genug in der Kriegskunst, (Waffenübung allein wird hier natürlich nicht verstanden) an Erziehung, an eigentlicher wird noch wenig, oder ich sage lieber gar nicht gedacht.

Müssen der Rechtskundige, der Priester, der Arzt, erst eine mühsame Laufbahn des Studiums zurücklegen, und den Anspruch auf eine Stelle erst durch Proben der Geschicklichkeit dazu, rechtfertigen, warum nicht der Offizier? Aber der gerade Weg, den militärischen Künstler zu verderben, heißt ihn schon als Knabe einen Weg machen zu lassen. Außer einer reichlichen Anlage zum Pedanten im Alter, der alles noch will wie vor funfzig Jahren, und ein Meister in Kleinigkeiten ist, wird er von diesem Gebrauch wenig Vortheile schöpfen. Laßt keinen jungen Edelmann vor dem zwanzigsten Jahre Offizier wer-

den, bis dahin unterrichte ihn der Staat, dann ist der Grund des Wissens gelegt, und es bedarf nur noch einiger Anstalten (Vorlesungen für Offiziers, Regimentsbibliotheken,) so bleibt er in der theoretischen Kunst nicht mehr zurück. Erfahrung und Ausübenthum das weitere, und man darf für keinen unfähigen General fürchten.

Aber — heißt dann — nur ein Greis rückt auf diese Weise zum Feldherrn empor. — Wohlthat, bestomehr Würde, und Erfahrung! — Das hohe Alter begleiten Vorurtheile, Bedenklichkeit, Mangel an Entschluß. — Bei andern Ständen sind die Greise seltner der Pedanterie ergeben, als beim militärischen, ein Beweis von Fehlern der frühen Bildung; besfert die! — Doch natürliche Geisteschwäche — Eine Umgebung von unterrichteten talentbewährten jüngeren Männern, aus deren kräftigen Rathschlägen die Erfahrung wählen mag, kömmt gar sehr zu Hülfe. — Aber der Feldherrenberuf will Gemüth, physische Kraft. — Ah, kultivirt Gemüth und physische Kraft. Begehrt nicht ohne Saat zu ärndten. Versuchs noch jugendlich kräftige Greise zu erziehn. Suwarow war einer.

Man legt der Kunst zu großen Werth bei. Vegeze will auch im ersten Kap. seines ersten Buchs, alles Heil in der Kunst suchen. Da offenbart sich sein Jahrhundert. Zu den Zeiten der Decius und Paul Emil sprach man nicht so. Wo blieb Rom mit Vegez Kunstsystemen?

Immer auf demselben Fleck suchen, wird der Grund vieler Unfälle. In Mack soll es liegen, daß die Dinge bei Ulm so schlecht gegangen sind. Sucht es doch in Wien.

Die Kunst ist gut, unstreitig, wäre sie aber alles, so könnte ihr der Kontrast nicht so oft stattlich gegenüberstehen. Sanskälottenhaufen der roheren Art, Kosacken wie sie aus ihren Steppen kommen, Sensenbauern — laßt sie nur vom besseren Kriegesgeist befeelt seyn, so liegt die bessere Kriegeskunst am Boden.

Der Feldherr ist viel, besonders als Stratege, aber nicht alles. Der Kriegesgeist muß ausüben, was jener künstlerisch entwarf. Was würde Friedrich II. der schöne Plan zur Leuthner Schlacht gefördert haben, wenn nicht der Kriegesgeist einige Bataillone zum Erstürmen des Schlüssels der feindlichen Posten

Kampfs gekostet. Laßt jenen Heldenstreit der Vermunft nicht vergeblich begonnen, das Blut der Wahrheitsmartyrer nicht umsonst geflossen seyn.

Die Tugend zu stützen, hat Rousseau gesagt, verhindert nur möglichst das Laster. Keine Republik hat die Mittel zu diesem hohen seligen Zweck so in Händen, als ein Monarch, wegen der ausströmenden Kraft, womit seine Verordnungen, wie sein Beispiel wirken. Es bedarf nur reiner Achtung vor bürgerlicher Moral von oben herab, und solcher Finanzmaaßregeln, daß auf einer Seite nicht zu großer Reichthum, auf der andern nicht die Armuth angehäuft wird. Dies ist das ganze Geheimniß. Eine vernünftige, dem Zeitalter anpassende Legislatur, versteht sich, daneben, aber nimmer reicht diese so weit als jene. Und posteibe Religion auch in ihrer schlaun berechnetesten polizeilichen Wirkung reicht nicht einmal so weit als gute Legislatur. Neapel und Rom waren Kloaken der Immoralität, als Friedrich II der Mann des Lichts und der Wahrheit, Peinfragen und Marterstrafen abstellen durfte.

Gedt aber nur zu, daß Leute in hohen Ehrenämtern stehen, auf deren Ehre ein Makel haftet, ertheilt Einzelnen

das Volk um die Epoche von Friedrichs Tode übel? Hatte der Staat irgend etwas nur von außen zu fürchten? Wie viel weniger von innen, da durch niedrige pretia rerum, und Harmonie im Selbmlauf, ein sehr glücklicher Wohlstand begründet war. Aber die Natur dieser Menschen glich der jenes verächtlichen Nachtgesieders, das in seine dunklen Klüfte eilt, wenn Phöbus dämmeret; in welchem Lichte die das Licht erblicken mußte, leuchtet ein.

Einem Könige, der das Gute redlich will, sich aber mit philosophischen und geschichtlichen Nachforschungen nicht befaßt, dabei einen geheimen Widerwillen gegen manche Einrichtung seines Vorgängers empfindet, vielleicht, weil ihm einst individuell dieses Vorgängers Launen lästig wurden, ist dergleichen bald eingeredet. Die Halbwahrheiten: Positive Religion muß die Moral stützen. Die Tugend ist das Kind der Religion u. s. w. bestehen.

O ja, der reinen wahren Religion ist nicht genug Verehrung darzubringen, aber Philosophie selbst gebe uns diese Verehrung. Thun-es Priester (symbolische), so wird die Religion unrein und unwahr, und solchem Uebel zu entgehn, hat es Jahrhunderte des

Kampfs gekostet. Laßt jenen Heldenstreit der Vernunft nicht vergeblich begonnen, das Blut der Wahrheitsmartyrer nicht umsonst geflossen seyn.

Die Tugend zu stützen, hat Rousseau gesagt, verhindert nur möglichst das Laster. Keine Republik hat die Mittel zu diesem hohen seligen Zweck so in Händen, als ein Monarch, wegen der ausströmenden Kraft, womit seine Verordnungen, wie sein Beispiel wirken. Es bedarf nur reiner Achtung vor bürgerlicher Moral von oben herab, und solcher Finanzmaaßregeln, daß auf einer Seite nicht zu großer Reichthum, auf der andern nicht die Armuth angehäuft wird. Dies ist das ganze Geheimniß. Eine vernünftige, dem Zeitalter anpassende Legislatur, versteht sich, daneben, aber nimmer reicht diese so weit als jene. Und positive Religion auch in ihrer schlaun berechnetesten polizeilichen Wirkung reicht nicht einmal so weit als gute Legislatur. Neapel und Rom waren Kloaken der Immoralität, als Friedrich II der Mann des Lichts und der Wahrheit, Peinfragen und Marterstrafen abstellen durfte.

Gebt aber nur zu, daß Leute in hohen Ehrendämtern sehn, auf deren Ehre ein Makel haftet, ertheilt Einzelnen

herschwenberisch Privilegien, daß der Fremde den Glanz der Millionärs in der Residenz nicht gelug zu preisen vermag, wenn andererseits die Zucht- und Arbeitshäuser überfüllt, und dennoch die Gassen voll Bettler sind, und die Armenanstalten bankrott werden — dann helfen der Moral keine Sorbonne, keine Wöllner, keine Beichtzettel, keine Mouchards, kein Journalistengesinde, wie die Herren Schirach, Hoffmann, Reichard, (was die Eulenkünste der letzteren in Deutschland Heilsames bewirkten, sehen wir leider! leider!) mehr auf.

Nie, ich wiederhole es, nie schadeten Licht und Wahrheit, wenn sie auch freilich die Menschheit nicht von dem einmal durch die Naturgesetze auferlegten Uebel zu retten vermögen. Will man aber aufzählen, wie oft dies nöthige Uebel vermöge der Finsterniß und des Irrthums, durch unnöthiges überschwengliches neues Elend vermehrt ward, o da langen tausend Historiographen nicht aus.

Nie wird auch das Licht einen Monarchen bedrohen können. Der Druck führt zu Revolutionen, wimmer das Licht. Sogar ein gefürsteter Abt darf die Censur in seinem Staat aufheben, wenn er nur nicht drückt.

In dem Staat wird es auch am allgerichtigsten zugehen, wo man die Wahrheit im weitesten Umfange zu dulden wagt, so wie andererseits die Ungerechtigkeit ein Asyl in der Wahrheitscheue findet.

Friedrich Wilhelm II. liebte Gerechtigkeit und Huld, er empfing beim Antritt der Regierung den Namen des Vielgeliebten von seinem Volk. Weshalb wollte Er die Wahrheit verbannen?

Lessing läßt seinen Prinzen von Guastalla ausrufen: Gott! ist es zum Unglück so mancher nicht genug, daß Fürsten Menschen sind, müssen sich auch noch Teufel in ihren Freund verstellen. Auch den Liebhabern der Finsterniß gebührt ein der Finsterniß erträumter Ehrentitel.

Vom *Lex parsimoniae* wollen wir schweigen. —

Friedrich Wilhelm II. gab also der Staatstendenz eine andre Richtung, und zwar eine, wie sie vielleicht einer großen vollendet gerundeten Despotie hätte zuträglich seyn können, doch keinem Staate, der erst im Werden, und deshalb an einen möglichst koerzitiven Gebrauch seiner noch wenig gehäuften Hülfsmittel gebunden war.

Man muß es wiederholen: Dieser Monarch

befah ein vortreffliches Herz. Indes ist bekannt, daß die Regierungskunst, an die Stelle der Gemüthlichkeit meistens die Konsequenz zu setzen, auferlegt. (Vornehmlich wäre das bei Gelegenheit der sübpreussischen Domainen zu wünschen gewesen) Er ward mißgeleitet.

Es können mich vielleicht Vorwürfe treffen, daß ich diese Dinge alle berühre. Man kann sagen: die Liebe, die dem Andenken des verstorbenen Monarchen gebührt, legt hier Schweigen auf, das Geschehene ist ohnedem nicht mehr zu ändern, u. s. w. Allein ich will, wo möglich, dahin streben, daß der Leser dieser Schrift (wenn er noch nicht selbst darauf merkt) die Gegenwart mit Rückblicken in das Vergangne beurtheilen lernt, und daß der Adel, den er vielleicht mit vielen, über die jetzige deutsche Generation oder einzelne Kabinetter ausspricht, keine billige Rücksicht versäume.

Man blicke auf den jetzt regierenden König von Preußen. Dies Werk ist sicher der Schmeichelei nicht geweiht, dieser einfache edle Monarch haßt auch alle Schmeichelei, allein die Wahrheit darf nicht übergangen werden. Friedrich Wilhelm III. ist ohne allen

Wider:

Widerspruch einer der liebenswürdigsten Regenten, von denen je die Geschichte sprach. Der ganze Standpunkt eines uneingeschränkten Gebieters bringt es schon mit sich, daß auch bloß negative Tugenden, hier, weil ihre Wirkung so weit greift, zu positiven, trefflichen, glorreichen Vorzügen werden. Denn der Souverain, der keine Summen mit individuellen Ausschweifungen verschwendet, wird dadurch dem Staat ein edler Haushälter; der sich keine Machtprüche, keine leidenschaftliche Gewaltthat erlaubt, wird dadurch ein gerechter Vater seines Volks; der vorgeschlagenen nützlichen Planengern die Sanction der Majestät giebt, theilt wenigstens dadurch das Verdienst der Schöpfung dieser Pläne. Doch wie frevelhaft würde es seyn, an Friedrich Wilhelm III. nur Vorzüge dieses Art, (wie herrlich sie auch in ihren Folgen sind,) rühmen zu wollen. Er wählt und verwirft mit einem, von sehr festen männlichen Grundsätzen, und durch mannichfachen Unterricht geleiteten, klaren Urtheile. *) Er ist nicht bloß sparsam aus einer Art

*) Man besitzt bekanntlich sehr gehaltvolle Aufsätze und Briefe von diesem Monarchen. — Seine Unterhaltung ergiebt eine sehr nem erhabnen Stande völlig angemessne Geisteskultur. — Seine

Leidenschaft, sondern weil er Preußens innres Staatsinteresse weislich übersteht; mild bewilligt er, wo große Summen nöthig sind. Oft fragt er bei Wohlthaten nur sein Herz. Und der höchste nicht genug zu preisende Charakterzug ist: daß auch die Leidenschaft, die am meisten sichtbar bei ihm wird, und für den Chef eines militärischen Staats auch die edelste und glänzendste ist, ihn dennoch nicht an Konsequenz zu hindern vermag. Ich meine seine von zarter Jugend an gezeigte heroische Neigung für die Waffen. Dennoch übereilte er sich nimmer bei den Gelegenheiten zum Kriege, wo aber die Verwickelung der Umstände so sonderbar, so wenig versprechend war, daß alles erwogen doch die menschlichere Liebe des Friedens, auch selbst für das, durch seine Staatstendenz (die der König eifrig wieder herzustellen sucht) dann, wenn der Augenblick Ausichten auf

Geschmacksäußerungen, bei Gelegenheit des Aufmunterns der Wissenschaften und Künste, sind ausgezeichnet. Die Weisung an bildende Künstler, vaterländische Szenen darzustellen, ist sein eigener schöner Gedanke. Selbst eine mechanische Vorrichtung, an den Gewehren neuer Art, wie sie die preussische Infanterie nach und nach bekommen soll, und zwar eine sehr nützliche, ist von Sr. Majestät Erfindung. Doch die Ehrfurcht untersagt, mehr von diesen Gegenständen aufzuzählen.

Eroberungen erdffnet, ins Feld gerufne Preußen, den Vorzug verdiente. Wer diese Charaktergröße nicht empfindet, dem mangelt der Blick für das Gute und Erhabne. Aber — hier laßt uns alle dankgerührt um seinen Thron knien. — Friedrich Wilhelm III. liebe das Licht! Frei darf der Flug der Denkkraft hier ins Gebiet des Neuen bringen, seine Ausbeute ohne Preßzwang den Zeitgenossen vorlegen. Der schnelle Ideentausch, das einzige Mittel, rasch fortzuschreiten, wird nicht durch kleinliche Zensoren gelähmt. Wo etwa des einseitigen, oder den Anstand verletzenden Schriftstellers, Spielraum, beengt wird, das ist in Abficht der Urtheile über fremde Regierungen, und besonders die Wahl der Ausdrücke dabei. Daß hier ein sehr weisliches Prinzip zum Grunde liegt, sieht jeder vernünftige Mann. Sonst über alles, was Form heißt, sey's die der Regierungen, oder der Religionen, steht das Feld der Betrachtung und Speculation dem Forscher offen. Fichte predigt uns bald seinen Idealgott, bald übersezt er uns ein Lied von der unbefleckten Empfängniß, welches Diester wieder travestiren läßt. Musenalmanachpetrarke fördern die Sonnets und Affonanzen nach der Elle, Merkel

wollen, den Plan aber nicht ganz auszuführen im Stande war, sondern nur (mit trefflicher Vorbereitung aber) die Vollendung den Nachfolgern überlassen mußte.

Zweitens: der Nachfolger dieses Königs, (der fast bloß dem reinen geistigen Urtheil mit beharrlicher Konsequenz folgte,) die Tendenz des Staats, die nur in Friedrich II. Manier festgehalten werden konnte, aufgegeben hatte, in dem er Gemüthlichkeit und Phantasie fremden Eindrücken offen ließ, und den Anregungen seines wohlwollenden Herzens mehr Raum gab, als die Fürstenkonsequenz schon im Allgemeinen erlaubt, und weit weniger unter den Umständen die der Monarch fand.

Friedrich Wilhelm III. hatte von dem Augenblick an, da er den Purpur umhing, mit den Folgen zu kämpfen. Uebrige Ereignisse, die hier der politischen Voraussicht lagen, Menge herzu. Vollkommen eignet sich der Monarch, den Faden wieder aufzunehmen, sein Streben, seine feste Beharrlichkeit dahin; doch er mußte ein Wunderthä-

ter seyn; und durch einen Zauberschlag des Unmög-
lichkeit gebieten können, wenn sogleich alles Versäumte
eingeholt seyn sollte.

Hätte dieser König den Thron unter den Um-
ständen des Jahres 1786 bestiegen, wäre ihm ein
Schatz von solchem Belang, wie damals, überliefert
worden, (und das zu einer Zeit, wo der Durch-
schnittspreis des Roggens 1 Rthlr., ja in Polen, von
wo Friedrich II. seine Magazine versorgete, 8 Groschen war)
so er hätte gewiß einen einem König von Preußen wür-
digen Gebrauch dieser blühenden Staatskraft gemacht.
Ihm würde auch das Jahr 1790 nicht umsonst ge-
winnt haben.

Doch wir müssen noch einiges andere betrach-
ten.

Siebentes Kapitel.

Pillnitz. — Bündniß mit Oesterreich.

Der Herr von Bischofswerder war es, dem
Friedrich Wilhelm ein ausschließliches Vertrauen ge-

schentz hatte, der häufig des näheren Umgangs gewürdigt ward, und in Sachen der Politik rathen durfte. Nicht günstig sprach der Ruf, welcher diesen Mann als einen Visionair bezeichnete. Entweder er hat nun selbst an mystischen Kram geglaubt, oder ihn als ein Vehikel zu gewissen Absichten gebraucht, beides charakterisirt keinen großen Kopf. Mögte das aber auch leeres Gerücht gewesen seyn, die Folge lehrte indeß deutlich, daß Herr v. B. eine ganz verkehrte Ansicht des preussischen Staatsinteresse gehabt hat.

Er war gleich anfangs nicht beliebt, indem auf seinen Vorschlag das Fußvolk eine Art Hüte erhielt, welche nützlich seyn sollten, doch in Rücksicht der Form großen Ungeschmack verriethen. Wo man sich den Begriff Soldat, einmal mit dem Eleganz, zusammen zu denken gewohnt ist, ist solche Kleinigkeit schon von Einwirkung. Und sie legt auch schon eine schwache Urtheilskraft an den Tag. Wer in Preußen eine Verbesserung an der soldatischen Kleidung erfinden will, paare den Nutzen mit dem gefälligen Aussehen. Es ist schon Gesetz des Herrkommens.

Herr v. B. ahnte etwas von dem Schaden der Trennung in Deutschland, wußte sie aber nicht bei ihren Wurzeln aufzusuchen, und meinte, vieles könne man gleich einem Deus ex machina abstellen, so bald man nur wolle. Er meinte, die beiden größten Staaten Deutschlands wiesse ihre Lage zum Bündniß an. Das Mißtrauen müsse unter ihnen verschucht werden, dann bedürfte es aus gegenseitiger Besorgniß nicht mehr der großen Herr, und im Einverständnis könnten sie dennoch sehr schwer auf die Schaalen des europäischen Gleichgewichts drücken. Man darf gar nicht leugnen, daß das auf den ersten Augenblick als ein recht gesundes Raisonement erscheint, und der friedliebende Leopold, der humane Friedrich Wilhelm II. konnten leicht davon eingenommen werden. Beider Herzen machte es sogar Ehre, daß das geschah.

Allein Herr von B. übersah gewaltig viel. Einmal, war der ganze Plan für einen Staat, bei dem es schon auf Eroberungen (d. h. eigne, nicht solche, die in Verbindung mit anderen gemacht werden, diese schaden oft mehr als sie nützen) abgesehen war, durchaus lähmend. Ferner lag in dem Volksscharakter bei

befah ein vortreffliches Herz. Indes ist bekannt, daß die Regierungskunst, an die Stelle der Gemüthlichkeit meistens die Konsequenz zu setzen, auferlegt. (Vornehmlich wäre das bei Gelegenheit der sächsischen Domainen zu wünschen gewesen) Er ward mißgeleitet.

Es können mich vielleicht Vorwürfe treffen, daß ich diese Dinge alle berühre. Man kann sagen: die Liebe, die dem Andenken des verstorbenen Monarchen gebührt, legt hier Schweigen auf, das Geschehene ist ohnedem nicht mehr zu ändern, u. s. w. Allein ich will, wo möglich, dahin streben, daß der Leser dieser Schrift (wenn er noch nicht selbst darauf merkt) die Gegenwart mit Rückblicken in das Vergangne beurtheilen lernt, und daß der Tadel, den er vielleicht mit vielen, über die jetzige deutsche Generation oder einzelne Kabinetter ausspricht, keine billige Rücksicht versäume.

Man blicke auf den jetzt regierenden König von Preußen. Dies Werk ist sicher der Schmeichelei nicht geweiht, dieser einfache edle Monarch haßt auch alle Schmeichelei, allein die Wahrheit darf nicht übergangen werden. Friedrich Wilhelm III. ist ohne allen

Wider-

Kontinent zu erpressen. Polen befestigte noch eine politische Kluft zwischen Rußland und Preußen, wir besaßen hier vielleicht jetzt schon einen achtbaren Verbündeten oder noch mehr u. s. w. Aber die unnatürliche unweife Offensiv-Verbündung, zu der es daneben kam, war es, wovon in der Folge das unermessliche Uebel ausging. All das Uebel heißt Pillniz, in und außer Deutschland. Alle die Opfer der Kriege seit 1792., die des Terrorismus in Frankreich, Ludwig XVI. an der Spitze, das Elend des südlichen Deutschlands, (die Theurung im nordischen,) der Lombardei, Neapels, das Mißgeschick des polnischen Volks, alles das heißt Pillniz. Ja der Ruin der Tausende, die früher oder später der Sturz der Londoner Bank treffen muß. Wie viel Nachtheil vermag ein Fürstenrath zu stiften, der selbst durch mittelmäßige Talente übel berathen ist. Doch muß man gestehn, daß die korsische Dynastie Herrn von B. immer ein Monument aufrichten lassen könnte. Um sie hat er es verdient.

Wie unuebelt für uns war aber der Blick seiner Politik. Frankreich befand sich durch üble Staatswirthschaft in einer trostlosen Lage. Ludwig, der

daran weiter keine Schuld hatte, als daß er (wie oft wird bei Regenten das sogenannte gute Herz zum Staatsfehler!) zu viel Nachsicht übte, berief die Notabeln.

Sie sprachen dann, wie es der Drang des Geldmangels, der Staatsschuld, der Zwecklosigkeit in der Verwaltung, eingab. Es hieß, der Geist der Helvetius, Rousseau, Voltaire, redete durch ihr Organ. Geschwäg! Politisch hätte man um drei Jahrhunderte früher, unter ähnlichen Umständen auch das ähnliche gemeint. Man denke an die Cortes in Spanien, oder frage: ob denn etwa Masaniellos Volkshefen auch durch Philosophen geleitet wurden? Was in Frankreich späterhin mit der Religion geschah, stammte eher wohl von den freidenkenden Schriftstellern her; doch würden auch diese Extremen, so wie der ganze Terrorismus nicht erfolgt seyn, wenn das Ausland sich keineswegs in Frankreichs Angelegenheiten gemischt hätte.

Nun warnte aber Herr von B. die Fürsten in seinem Geschmack, und in Sympathie mit den Wöllner, Hoffmann, Schirach u. s. w.: Siehe da die Frucht der unseligen Aufklärung! Wir müssen

zurück in die wohlthätigen Arme der positiven Religion, sonst wankt jede Monarchie. Vor allen Dingen aber muß man mit jeder Kraftanstrengung hindern, daß Frankreichs Beispiel nicht ansteckend wird. Viele politische Schriften geben ohnehin Zeichen genug, daß der Freiheitschwandel gefällt.

Ich wiederhole es: wenn Monarchen dergleichen von jemand, dem sie ihr Vertrauen schenken, hören, so darf der Eindruck davon nicht befremdend sehn. Jedoch der, welcher des Glücks gewürdigt wird, daß der Völkter Väter ihn anhören; und dem dadurch die herrliche strahlende Aussicht sich eröffnet, auf einem mittelbaren Wege, das Heil ganzer Nationen begründen zu können, strebe nach höherer, als einseitiger, schwankender Kunde, er schöpfe seinen Unterricht bei den besseren Köpfen, er erforsche die Stimme des Publikums, die wichtige. Vieles, was zur Erkenntniß der Wahrheit leiten kann, hat er allerdings mehr in seiner Gewalt, als ein Monarch, (auch einer der selbstständigsten, da das Verhältniß Hindernisse giebt) er benutze es, und lege die Ausbeute der rastlosen Bemühungen, seinem hochstehenden Freunde vor, der die Wahrheit dann durch

seinen mächtigen Arm stütze. Wie einst die Agrippa, Sulli. Dann wird ihm der Nachwelt Dank schöne Altäre bauen, und die Enkel neben seinem in der Geschichte viel gerühmten Fürsten, auch mit Liebe den der Gunst würdigen Günstling sehn.

Also wird es freilich dem Herrn von B. nicht werden. Zwar kann man sagen: es sey zu hart, die üblen Folgen einer Handlung jemand alle aufzubürden, er habe ja nicht diese Folgen, sondern eine gute Wirkung davon beabsichtigt. Aber auf dem hohen Standpunkte ist das einmal anders, dort werden die Folgen, und mit Recht, schärfer an ihre Ursache gehalten, wie im Privatleben. Nur die Mittelmäßigkeit kann sich durchaus verrechnen. Geschichte und Philosophie üben in unsern Zeiten den Vorausblick schon beträchtlich. Und die Mittelmäßigkeit darf in einem Staate, wo alles zum Gedeihen große Angriffe will, durchaus keine Vertheidigung finden.

Sehen wir noch einen Augenblick das Raisonnement durch, an dessen Wunden Deutschland bis jetzt blutet, und die ihren Hippokrates so bald nicht finden werden. Jenes Raisonnement ist das Saamens Korn.

Siehe da die Frucht der unseligen Aufklärung!

Nemlich der erwachte Wunsch eines Volks, des nicht mehr zu tragenden Drucks entübrigt zu seyn. Was hat die Aufklärung mit dem sehr natürlichen Wunsche zu thun, den auch der finstreste Kopf fühlen wird? (Oder soll er in so stumpe feige Sklaverei zurückgestoßen werden, daß er den Druck nur als den ihm allein gebührenden Zustand betrachten lernet? Diese engherzige Tyrannei wäre noch strafbarer, als das ungesunde politische und psychologische Auge.) Macht sie vielleicht auf das deutlicher aufmerksam, was als erste Ursache des Drucks zu betrachten ist? Ei nun, so zeigt sie auch wieder sehr edle Mittel, seine Wirkungen zu stören. Reinigen der Quelle. Billiges Achten jedes Sozialverhältnisses. Fortgehen mit der Zeit, und Verlassen ihrer Winkel zur Verbesserung der Staatsverwaltungen, u. s. w. Doch immer würde, ohne den Druck, die Aufklärung wahrlich die innre Ruhe nicht stören. Und mit der Verfinsterung nach und nach gelingts nicht. Es kostet schon genug Kunstmittel, und zwar recht tyrannische, sie da nur zu erhalten, wo sie schon ist. Schnell kann sie blos dann aufgedrungen werden, wenn ein

rohes Nomadenvolk ein kultivirtes überschwenmt, und unterjocht, Wissenschaften und Künste in den Staub gelegt, und die Bewohner der niedrigsten Sklaverei bestimmt werden. Dann mag freilich die dritte, vierte Generation schon so geistesarmfelig aufwachsen, als die Ueberwinder selbst. Und auch das ist noch nicht einmal ganz zu hoffen, vielmehr wird das rohe Volk von seinen gebildeteren Sklaven vieles annehmen, wie es wohl schon geschah. Kurz, es ist wenig Trost für die Verfinsteter da. Ihre Hypothesen lagen schon tausendmal am Boden. Aber das bekannte Volksprüchwort (es ist gemein, aber die Verfinsteter sind auch nicht vornehm): Im Trüben u. s. w. lockt immer wieder an.

Wir müssen zurück in die wohlthätigen
Arme der positiven Religion, sonst
wanke jede Monarchie!

Wenn ein Inquisitor zu Madrid sich so vernehmen läßt, weil seinem lichtentwöhnten Auge da und dort ein aufblickender Schein weh thut, so kann man das in der inquisitorischen Natur begründet ansehen. Aber ungemein lächerlich wird es, wenn in heller Versammlung nach Dunkelheit geschrien wird. Ist

Der

Bedürfniß, desto schlimmer, wenn Ihr in der Helle nicht sehen lerntet; soll es ein par pudrence seyn, o noch viel schlimmer. Ist denn das etwa ein so geringes Werk, kostet nichts, wie den Bund von einigen gewöhnlichen Nachhaber, um ganzen Völkern eine Ansicht nach Willkühr aufzudringen? Wo schon Licht strahlte, beträchtlich strahlte, da gilt es fast eine neue Religionsstiftung: Wie viele Religionsstifter nennt uns denn die Geschichte? Sie stehen sehr einzeln da, wenn wir die Eroberer, und sonst merkwürdigen Sterblichen bei Tausenden zählen. In ihnen mußte denn also wohl Etwas selten außerordentliches von Scharfsicht, Kraft, und Energie seyn! „Miß dich nicht mit den Göttern, o Mensch!“ sagt Götz; den Kleinen Menschen ist aber auch schon der Rath zu ertheilen, ihren Typus ja nicht von den höchsten Menschennaturen zu nehmen. Nicolai nannte vor mehreren Jahren eine gewisse Klasse junger Leute, in ihrer philosophischen und ästhetischen Anmaßung Kantchen und Shakespearchen, so mügte man für die Wöllner und Bischofswerber die Spotttitel; Zoroasterchen und Mahomedchen bestimmen. Es wankt jede Monarchie.

rohes Nomadenvolk ein kultivirtes überschwemmt, und unterjocht, Wissenschaften und Künste in den Staub gelegt, und die Bewohner der niedrigsten Sklaverei bestimmt werden. Dann mag freilich die dritte, vierte Generation schon so geistesarmfelig aufwachsen, als die Ueberwinder selbst. Und auch das ist noch nicht einmal ganz zu hoffen, vielmehr wird das rohe Volk von seinen gebildeteren Sklaven vieles annehmen, wie es wohl schon geschah. Kurz, es ist wenig Trost für die Verfinsteter da. Ihre Hypothesen lagen schon tausendmal am Boden. Aber das bekannte Volkssprüchwort (es ist gemein, aber die Verfinsteter sind auch nicht vornehm): Im Trüben u. s. w. lockt immer wieder an.

Wir müssen zurück in die wohlthätigen Arme der positiven Religion, sonst wankt jede Monarchie!

Wenn ein Inquisitor zu Madrid sich so vernehmen läßt, weil seinem lichtentwöhnten Auge da und dort ein aufblickender Schein weh thut, so kann man das in der inquisitorischen Natur begründet ansehen. Aber ungemein lächerlich wird es, wenn in heller Versammlung nach Dunkelheit geschrien wird. Ist's
De

gebäude, das heilige römische Reich genannt, ohne Hinderniß über den Haufen werfen, ein Süd- und ein Nord-Deutschland erschaffen, und der Nation einen Schwung geben könne, durch den sie nahe an ihre alte stolze Kraft zurück zu erheben war.

Achtes Kapitel.

Baseler Separatfrieden.

Der Leser ermüde nicht an den langen Betrachtungen der Vergangenheit. Sie müssen uns zu einer nicht nur billigeren, sondern auch nützlicheren Würdigung der Gegenwart leiten, und Erkenntniß der Sünden ist der Besserung erster Schritt, wie eine Sentenz der Christenmoral lautet.

Dem Fehler, vor allen, gebührt in Deutschland erst eine bußfertige Erkenntniß: daß wir gewohnt sind, Kriegskunst und Politik an sich, mit einem unglaublich oberflächlichen Blicke anzusehn. Bei der ersten denkt man sich einen namhaften General, den die öffentliche Meinung beglückigt, unter seinem Befehl ein wohlgeübtes, mit

Zutragen genanntes Heer — bei der andern einen gewandten hñ. fischen Geschftsträger, der durch Correspondenz, oder in Person, das Interesse seines Kabinets so schlan zu führen weiß, daß das letztere Vortheile über die nachbarlichen bezieht. Andere Bilder entwirft man dabei selten. — —

Zu Basel ward ein Separatfriede zwischen Frankreich und Preußen geschlossen. Das letztere überzeugte sich: daß die Geringschätzung Frankreichs auf manchem Irrthum beruht habe. — Daß eine Allianz mit Oesterreich schwierig zu unterhalten sey. — Daß eine Fortsetzung des Kriegs den Staat zu sehr erschöpfen würde.

Alles das ward freilich von Tausenden schon drei Jahre früher gesagt.

Und hätte man von Schriften, die an der französischen Revolution Interesse (ein historisches, wie früher bei der Angelegenheit von Nordamerika) äußerten, und von der öffentlichen Stimmung, im Anfang gefürchtet, so trat zwar eben keine bedenkliche Thatsache ein, (der deutsche Charakter ist zu ruhig) aber die Schriftsteller, so wie das Publikum, wurden grade durch die Maßregeln kühner.

lauben, statt sich mit den umlaufenden Höherstrebenden Ideen zu schwängern. Hätte Herr von B. das letzte gewollt, das Material lag in reichen Vorräthen da. Wer ihn (oder überhaupt alle die zur Coalition gegen Frankreich riefen) entschuldigen will, darf nicht sagen: nach dem Ausgang sieht sich leicht, was hätte geschehn sollen. Man war reif genug beim Ausbruch der französischen Revolution zu einem vernunftvollen Urtheil. Unter den deutschen Schriftstellern (auch unter den früheren englischen) sagten die meisten nichts Gutes voraus, in der Minerva ward sogar der Rückzug aus der Champagne bestimmt geweissagt; nur solche, die um Stellen und Pensionen huhlten, schrieben auf erhaltenen Wink (meistens laßß auch ohne Ueberzeugung) das Gegentheil.

Ich erinnere mich noch, daß man nach des Königs Zurückkunft von Pillnitz des Kaisers einfachen Wagen, seinen grauen Oberrock und dergleichen Dinge, in Berlin, wo man den König immer elegant und soldatisch sah, spöttisch tadelte. Genau forscher ich späterhin zu Wien nach dem dortigen Urtheil über unsern Monarchen. Da hatte man denn wieder nicht begreifen können, daß sich ein König in

dem beschwerlichen militärischen Fuß gefiel u. s. w. Für sich sind das freilich Kleinigkeiten, sie werden aber an Männern wichtig, deren Wink Hunderttausende ins Feld rufen kann, und die, obschon von Jugend auf an gegenseitiges Mißtrauen gewöhnt, plötzlich zu Freundschaft und Bündniß schreiten wollen. Wie die Armeen sich gegenseitig ansahen, ist bekannt, so wie sich auch überhaupt in Europa nichts antipodischeres finden läßt, als Oesterreicher und Preußen. Weit sicherer mögte jeder Theil von beiden mit der Pforte in Allianz treten. Das hätte Herr von B. überlegen können, wenn er im Besiß einiger Menschenkunde gewesen wäre; es scheint aber, daß er diese über die Geisterkunde vernachlässigte, wie er auch wohl bei der Geschichte der schottischen Maurerei, der Tempelherrn, der Fratres rosei crucis u. s. w. die Weltgeschichte veräußert hat.

Hätte Herr von B. eine wahrhaft große Idee aufzufassen vermocht, so mußte er die beiden mächtigen Fürsten, die ihn anzuhören würdigten, darauf aufmerksam zu machen suchen: daß jetzt (während der ersten Jahre der französischen Revolution) der Zeitpunkt da sey, wo man das längst wankende Staats-

dem Feinde nichts an Fortschritten voraus zu lassen; Insofern Polen nun weit zurückblieb im Glauben und Ordnen der Staatskraft, hat es sein Schicksal so gerecht verdient, als es Deutschland treffen würde, wenn es nicht gehörig eiferte, Frankreich den bisherigen Vorrang streitig zu machen; und dies am Ende Deutschland aus dem Gesichtspunkt betrachtete, wie Deutschland vormals Polen. Wache, o wache Deutschland!

Was aber die Politik betrifft, so hatte Rußland vollkommen recht. Es gewann einen weiten Strich Landes, und blieb dadurch Peter I. Winken treu. Es gewann ihn noch dazu mit sehr geringer Mühe, und eigentlich dafür, daß es zugab, daß auch andre nehmen durften. Das Verhältniß, in welches die andern gegen Rußland traten, ward durch die Akquisition nicht fürchterlicher, Rußland hatte ja den bei weitem größern (wenn auch gerade nicht ergiebigeren, was aber durch Kultur auszugleichen steht), Antheil bekommen. Vielmehr imponirte es von nun an, durch die Nähe um so mehr.

Allein für Oesterreich wäre es schon eine wichtige Veranlassung (viel wichtiger als

zu vermögen gewesen, ihn mit Verzicht auf Eroberungen einzugehen. Es sehnte sich nach innerer Ruhe. Die Bergpartie war gesunken, mit ihr die Stimme der ausschweifenden Unmaßung verhallt. Gern hätte der Convent die dargebotene Palme angenommen.

Der Stolz Oesterreichs hürdete sich aber lieber die Last eines Krieges, der selbst unter dem Beistand Preußens kein Gedeihen fand, allein auf, als daß er einen noch erträglichen Frieden zur rechten Zeit einging.

Neuntes Kapitel.

Polnische Theilung.

Von der Moral wollen wir hier schweigen. Noch gibts keinen Codex des Völkerrechts, den die bessere Menschheit insgesammt vertheidigte, vielleicht ist das erst die Erscheinung später Jahrhunderte nach uns. Bis jetzt legt die Klugheit auf, alles vom Feinde zu fürchten, was ihm seine Kraft über uns nur gestattet. Und diese Furcht scharft es wieder ein,

Es ist ein schlimmer Fall, wenn es von zwei Uebeln das kleinste zu wählen gilt. Durch den Herrn von B. waren wir hinsingerathen. Die Tapferkeit der preussischen Truppen, so bewährt sie am Rhein sich erhielt, konnte doch nicht wieder gut machen, was falsche Politik verdorben hatte. Kriegskunst und Politik dürfen in einem Staate, wie der preussische, nicht getrennt seyn. Welches hieß nun das kleinere Uebel, die Fortsetzung des Kriegs, die was weit über die Erwartung angestrengt haben würde, oder der Separatfriede, von welchem, bei dem sichtbar geringem Glück der östereichischen Waffen, ein furchtbareres Uebergewicht Frankreichs, als jemals, vorauszusehen war? Leicht fiel die Entscheidung dieser wichtigen Frage gewiß nicht. — Man erklärte indeß das Letzte für das geringere, woran denn wohl die Uneinigkeit mit Oesterreich vielen Theil hatte.

Neue schlimme Frucht der Uneinigkeit, und gerade da sie sich kurz zuvor hatte aufheben wollen, da die Zeit auch ihre Einstellung dringend empfahl.

Konnte man den Krieg nicht mit Uebereinstimmung führen, weshalb schloß man denn nicht wenigstens den Frieden zugleich? Noch wäre Frankreich

zu vermögen gewesen, ihn mit Verzicht auf Eroberungen einzugehen. Es sehnte sich nach innerer Ruhe. Die Bergpartie war gefunken, mit ihr die Stimmung der ausschweifenden Anmaßung verfallen. Gern hätte der Convent die dargebotene Palme angenommen.

Der Stolz Oesterreichs hätte sich aber lieber die Last eines Krieges, der selbst unter dem Beistand Preußens kein Gedeihen fand, allein auf, als daß er einen noch erträglichen Frieden zur rechten Zeit einging.

Neuntes Kapitel.

Polnische Theilung.

Von der Moral wollen wir hier schweigen. Noch gibts keinen Coder des Völkerrichts, den die bessere Menschheit insgesamt vertheidigte, vielleicht ist das erst die Erscheinung später Jahrhunderte nach uns. Bis jetzt legt die Klugheit auf, alles vom Feinde zu fürchten, was ihm seine Kraft über uns nur gestattet. Und diese Furcht schärft es wieder ein,

Einen guten Kopf in Thätigkeit gesetzte, große Anzahl mittelmäßiger Nachahmer, wo jeder doch auch sein Schärfein von Originalität beitragen will, oft eine Wissenschaft mehr verwirrt, als sie ihren wahren Fortgang spornet; eine an der Wurzel des Systems übersehene Unrichtigkeit, die Progression der Halbwahrheiten und Fehlschlüsse so nachtheilig häufen kann, daß zuletzt beschwerliche Rückkehr zu den Elementen nöthig wird; selbst ein überaus glänzender Denker (wie z. B. Kant in der Philosophie) bisweilen bei der Anwendbarkeit seiner Sätze, das Glück nicht, wie bei ihrem ersten Einleuchten, findet, — das alles sind bekannte Dinge.

Die griechischen und römischen Kriegskünstler, indem sie ihre Phalangencolonnen, ihre Legionen theoretisch zusammenstellten, und dem Feldherrn die Weisung zum allgemeinen Gebrauch der im Einzelnen klüglich organisirten Streithaufen erdachten, gingen immer schon von der an sich gewiß sehr ehrenvollen Voraussetzung aus: des Kriegers Fassung werde durch die Todesgefahr nimmer so erschüttert, daß dadurch der mechanische Mensch nicht litt!

französische Revolution) zum Kriege gewesen, eine von Rußland projektierte Theilung Polens zu hindern. Allenfalls ein Bund mit der Pforte zu diesem Zweck. Es müßte durchaus nicht mit Rußland zusammenstoßen. Ihm war es unendlich wichtig, daß Polen ein eigener Staat blieb.

Preußen bekam die anlockenden Städte Warschau, Danzig, Thorn, das kleine Loretto auf dem Klarenberge, das fruchtbare Cujavien, die holzreichen ja vieler Rekultivation fähigen Distrikte an den Flüssen Warw, Püssa u. s. w., und dennoch muß es diese Bergabsehung seines Gebietes mit großer Bedenklichkeit anschauen. Sein nächster Eroberungsreis lag an der Elbe, Eider, Weser, am Rhein; an der Weichsel nur, wenn Polen ganz zu gewinnen war.

Gesetz der Kaufmann C., welcher bei geringem Vermögen sich durch große Handelsindustrie neben dem reichern Kaufmann B., und dem noch reichern A. erhalten muß, und allen Grund hat, auf die letztern mißtrauisch zu seyn, hörte von ihnen den Vorschlag: einen vierten, dessen Vermögen man in willkürlicher Gewalt habe, bankrott zu machen. Es

Einen guten Kopf in Thätigkeit gesetzte, große Anzahl mittelmäßiger Nachahmer, wo jeder doch auch sein Scharfsein von Originalität beitragen will, oft eine Wissenschaft mehr verwirrt, als sie ihren wahren Fortgang spornet; eine an der Wurzel des Systems übersehene Unrichtigkeit, die Progression der Halbwahrheiten und Fehlschlüsse so nachtheilig häufen kann, daß zuletzt beschwerliche Rückkehr zu den Elementen nöthig wird; selbst ein überaus glänzender Denker (wie z. B. Kant in der Philosophie) bisweilen bei der Anwendbarkeit seiner Sätze, das Glück nicht, wie bei ihrem ersten Einleuchten, findet, — das alles sind bekannte Dinge.

Die griechischen und römischen Kriegskünstler, indem sie ihre Phalangenkolonnen, ihre Legionen theoretisch zusammenstellten, und dem Feldherrn die Weisung zum allgemeinen Gebrauch der im Einzelnen klüglich organisirten Streithaufen erdachten, gingen immer schon von der an sich gewiß sehr ehrenvollen Voraussetzung aus: des Kriegers Fassung werde durch die Todesgefahr nimmer so erschüttert werden, daß dadurch der mechanische Gebrauch der Kunst litt!

Griechen und Römer scheinen zu einem Vorübergehen an der gewöhnlichen Psychologie mehr berechtigt, als viele andre Völker, da ihr Soldat, während einem glücklichen Zeitraume, zugleich hochherziger Bürger war. Dennoch wurden sie hundertmal betrogen, gestanden sich aber nicht. Die Täuschung nahm bei den Römern zu, als unter den Kaisern das Werbegeschäft fast so, wie an manchen Orten noch jetzt, betrieben ward, oder von dem Augenblicke an, daß die sonst Quirites genannten, nun Milites heißen wollten; denn dort, obwohl der Ruhm des großen Cäsars eben glänzte, liegt eigentlich die Scheidewand der Erde Roms.

Auch hatte der Krieg im Alterthum, trotz dem, daß er mehrere Opfer, als der neuere, raubte, der Schwelgerei weniger. Eigener Muth und Geschicklichkeit für das Handgesehe mehr Hoffnungen, die Waffen gegen Lanze, Schwerte und Kùbern, Ballisten, Katapulten, hatten in ihrem Gebrauch. Rasch dars das beste. Auch die einst furchtbaren asiatischen Völker wurden bald verachtete die thierische Natur ängstigen und schreck-

im Zusammenhange mit Einsicht und Willen, einzählen.

Zufall und wieder Zufall! Die Kunst gesteht ihm seine nur zu häufige Souveränität ein, was ist sie aber, wenn es ihr nicht gelingt, gerade diese zu fesseln? Oft ward schon der bessere Feldherr von dem schlechteren besiegt, so die Truppen. Durch den Sieg wechselte dann das Gerücht die Prädikate.

Es herrscht hier in der Nähe immer ein chaotisches Dunkel, doch trifft man wohl haltbare Grundsätze, wenn man nur weit zurückgeht. Dazu entschließt man sich aber schwer, es ist eine zu philosophische, dem Zeitalter in der Ausübung unendlich schwere, Operation. In der Theorie gehts eher. Es komme nur aufs Schreiben an, und besonders wir Deutschen sind rüstig.

Da 1792. die verbündeten deutschen Heere wider Frankreich zogen, nahmen sie die Dinge überaus leicht. Oesterreichische Offiziere scherzten: es sey schimpflich, Kanonen gegen die Sanskulots mitzuführen, schon Wassersprützen reichten aus. Die preussischen, eingedenk wie leicht man vor fünf Jahren Amsterdam betreten hatte, (nächst dem des Tages von Ross

Oft hat ein einziger kühner Mann, dem ein beherzter Haufen zutraulich folgte, eine Hauptposition erstürmt, eine Lücke benützt u. s. w., wodurch auf einem ganz unerwarteten und durchaus nicht vorher berechneten Wege der Ausschlag gegeben ward.

Wußte der gute Daun wohl im Gange der Colliner Schlacht, daß ihn die Glückwünsche als Ueberwinder des Helden der Zeit, treffen würden? Höchst unschuldig war er an dem Lorbeer, der seine Stirn umkränzte.

Oft ist's auch Verwirrung, Ungeduld in der Verdrängniß des Instinkts, Etwas sonst höchst zufälliges, wodurch ein Einzelner zu einem glücklichen Entschluß ermannt wird. Die Verzweiflung, nicht der Muth, folgte ihm. Man weiß es nicht, daß man eine Batterie eroberte. Man findet nach aufgeklärtem Dampf verwundungsoll die Tropfen hinter sich, und nimmt sie in Besitz. Staunend sieht man die Folgen, den Schritt, der ohne zu wissen, wie, gethan ward, krönen. Was wenn dann Ruhm und Lohn winken, wer wird den Gruß der Glückseligen abweisen? Oder wer wird nicht aus ganz billigem Ehrgeiß, die Erscheinungen im

im Zusammenhange mit Einsicht und Willen, erzählen.

Zufall und wieder Zufall! Die Kunst gesteht ihm seine nur zu häufige Souveränität ein, was ist sie aber, wenn es ihr nicht gelingt, gerade diese zu fesseln? Oft ward schon der bessere Feldherr von dem schlechteren besiegt, so die Truppen. Durch den Sieg wechselte dann das Gerücht die Prädikate.

Es herrscht hier in der Nähe immer ein chaotisches Dunkel, doch trifft man wohl haltbare Grundsätze, wenn man nur weit zurückgeht. Dazu entschließt man sich aber schwer, es ist eine zu philosophische, dem Zeitalter in der Ausübung unendlich schwere, Operation. In der Theorie gehts eher. Es komme nur aufs Schreiben an, und besonders wir Deutschen sind rüstig.

Da 1792. die verbündeten deutschen Heere wider Frankreich zogen, nahmen sie die Dinge überaus leicht. Oesterreichische Offiziere scherzten: es sey schimpflich, Kanonen gegen die Sanskulots mitzuführen, schon Wassersprühen reichten aus. Die preussischen, eingebend wie leicht man vor fünf Jahren Amsterdamb betreten hatte, (nächst dem des Tages von Ross

bach) verhiessen Pariser Geschenke aufs baldigste in die Heimath zu schicken. Unsr Ordnung, dachte man, und jener verwirrte Zustand, jenes verächtliche Pöbelmilitär! Es erregte Gelächter. Insofern hohes Ehrgefühl bei dem hier redenden Stolze zu Grunde lag, verdient er Achtung, aber der platten Unkunde eines Bischofsweerder, durch die der schöne Stolz zum Compromiß geführt ward, gebührt die schonungslose Geißel der Geschichte.

Der Angriff auf Frankreich, den man fast nur wie ein Sturmlaufen auf offene und verlassene Brechen betrachtet hatte, mißlang. Niemand unter den Kriegskünstlern konnte das begreifen. (Philosophen gabs damals unter den Kriegskünstlern äußerst wenige.)

Wie, hieß es, die Linientruppen sind von ihren Offizieren verlassen, und mit Gesindel verunreinigt; der Generalstab, die trefflichen Ingenieure und Artilleristen Frankreichs sind ausgewandert; alle Kriegskunst liegt über den Haufen, und wir siegten dennoch nicht?

Die Nicht = Kriegskünstler hatten zuvor gerufen: blickt in die Geschichte! Das wollte Niemand.

Allerdings fand sich Frankreich bei dem furcht-

Artige Beredsamkeit, in der Form, für die man gerade empfänglich war, die die deutschen Truppen als freundlich vermittelnde Friedensstifter ankündigte, hätte Wirkung gethan. Streckten die deutschen Truppen Nationalkofarden an die Hüte, holte man sie vielleicht jubelnd in Paris ein. Doch den Mißgriff des Manifestes konnte keine Tapferkeit und keine Taktik mehr gut machen.

Man irrt aber, (und die Geschichte ist dem ehrwürdigen Fürsten schuldig, den Schleier wegzuziehen;) wenn man dies Manifest als einen Gedanken des Herzogs von Braunschweig ansieht. Der edle Suelfe unterschrieb es mit Unwillen. Er wußte wohl, daß hier nicht in dem Tone zu sprechen sey, den Prokop gegen die Thüringer anstimmte. Das Manifest kam eigentlich aus der nehmlichen Intelligenz her, die den ersten Entwurf dieses Krieges erzeugt hatte.

Noch that aber um diese Zeit ein Ingenieur Etwas für sein Vaterland, das wieder mehr werth war, als Bauhans Burgen, und der Deutschen Fehlplan. Er erfand kein neues strategisches oder taktisches System, keine neue Waffe, keinen globe de compres-

digten, wiederholen. Es wäre freilich nicht geschehen, wenn man auf die Versicherungen der Ausgewanderten nicht gebaut hätte. So aber unternahm man den Einfall in die Provinz Champagne ohne Vorsicht, und ließ Mainz im Rücken unbesetzt. Eüstine, dessen rasches Verdienst nichtswürdiger Undank lohnte, zog davon einen so wesentlichen Vortheil, daß die Feinde fast ein ganzes Jahr damit zu thun hatten, nur die Folgen der Unvorsichtigkeit wieder aufzuheben.

Dieser ließ aus Mangel an Menschenkunde, und Versäumniß des immer heilsamen Hinblicks auf das Nebenliegende, ein Manifest an die Bewohner Frankreichs ergehen, welches selbst dem Royalisten als Nationalbeleidigung erscheinen mußte. Der einzelne Franzose, sey er übrigens ein ganz verächtlicher Mensch, hegt solche anerkennene Begriffe von Ehre, daß er sein Leben an die Rache einer Beschimpfung setzt, und hier wurden vier und zwanzig Millionen Franzosen auf einmal beschimpft. Unglückliches verblindetes Zutrauen auf Taktik! Das Manifest trug unendlich viel zur Vereinigung der Partheien bei, und schaffte den Heeren Rekruten.

gar nicht zu denken, wenn nicht erst die Hymne schweigt.

Aber in den deutschen Heeren ward damals kaum geahnet, daß Dinge in der Kriegskunst mit höchster Wirkungskraft auftreten könnten, die sich gar nicht auf das Bataillon fertig! — Eskadron Marsch Marsch! — Progt ab! u. s. w. bezögen. Das letztere ist auch recht gut. Allerdings! Ein Bataillon, das dem Feind eine Blöße abgewinnt, oder ihm rasch zu Leibe geht, wird Vortheile ärndten, eine brave Keuterei wirft auch enthusiastische Republikaner zu Boden, eine zur rechten Zeit spielende Batterie opfert dem Orkus, was sie trifft, kein Hymnengesang widersteht da unmittelbar. Aber wenn es bei Scharmüßeln und Schlachten bisweilen den Sieg verschafft, oder diese und jene Festung geschickt erobern läßt, so gewinnen wieder die Hymnusfänger (oder was sie sonst für ein moralisches Phlogiston besitzen,) gewöhnlich den Krieg. Und was höchst merkwürdig,

und nicht genug zur Beachtung zu empfehlen ist:

Ihnen werden verlorne Schlachten minder gefähr-

lich, und ihre Siege bringen höhern Preis. Das liegt nicht in der Kunst, sondern im Herzen. Mit Falken Künstlern ist die wilde Verwegenheit, der Kampf mit den Hindernissen der Natur, (Winter, Mangel an Geld und Lebensmitteln, egyptische Wüsten, Alpen die im Wege liegen, Ströme über welche keine Brücke führt,) das schnelle aller Regel sportende Verfolgen des Zwecks, schwierig zu bestehen. Die Franzosen (auch nachdem diese Hymne verstummt war, nur das alte Ehrfeuer nicht) haben eine Menge größerer und kleinerer Treffen verlohren, weite Strecken von Terrain Preis gegeben, eroberte Provinzen wieder eingebüßt u. s. w. Doch seit der Revolution, haben sie auf dem Lande, von Außen her, keine einzige empfindliche Wunde (daß die Oestreicher Einmal einige Festungen nahmen, was war das? wie lange behaupteten sie dieselben?) erhalten! Sie führten die Kriege immer auf fremdem Boden, der Feind trug doppelt seine Last! Und welche Resultate ergaben die früheren raschen Siegestäufe der Dumouriez, Dichegrü, Hoche; die späteren der Moreau, Bonaparte? Marengo stellte das Unglück eines ganzen Jahres an einem Tage her. Die französische Kriegeskunst glänzte

dort wenig, doch der Schrecken des Alpenübergangs hatte die feindliche Intelligenz gelähmt. Allein Franzosen übersteigen auch nur mit Heerekraft den St. Bernhard u. s. w.

Zurück zum ersten Revolutionskrieg.

Frankreich bereitete die ersten Entwürfe seiner Feinde zwar rasch, doch gerieth es im Jahr 1793. ziemlich ins Gedränge. Hauptsächlich im Innern nagte der giftige Wurm. Die Vendee stand schrecklich auf; Lion im Verständniß mit den Ausgewanderten, und den Unzufriednen in Lothringen und Elsaß, schloß sich von der republikanischen Mitwirkung aus; die brittische Kühnheit leistete nicht nur in Bretagne Vorschub, sondern machte auch eine bedenkliche Diversion auf der Südküste. Die Unfälle entzogen den Heeren an der Gränze eine große Zahl Streiter, bedrohten den Gemeingeist, erschütterten die Hoffnung. Der Wankelmuth schuf mehrere Staatsdiener zu Verräthern um. Die Nachteile blieben nicht aus. Sie zeigten sich in der unglücklichen niederländischen Campaigne. Der Entsaß von Mainz war nicht zu bewerkstelligen, die Preußen eroberten es zurück, besagerten Landau, und wurden in manchem Gefechte

Meister. Selbst Spanier, und Sardinier machten Fortschritte.

Frankreichs Sache stand schlimm. Verrath und Bürgerkrieg, neben so vielen auswärtigen Feinden, zerrüttete Finanz, und das brittische Gold gegen über. — Da rief das Bedürfniß um einen mehr als gewöhnlichen Kriegskünstler. Ein von den geschicktesten Generalen zusammengesetzter Rath, konnte hier nicht helfen.

Aber so wie die Noth das Individuum (d. h. das kräftige; das schwächere erliegt,) ersunderlich macht, so findet sich auch bei einer großen Nation bald das Genie, welches zum Rettungsgeschäft ausgestattet ist.

Robespierre hieß der Mann in Frankreich. Er hat nie den Degen selbst gezückt, aber seinem Vaterlande die wankende Streitbarkeit in dem Maße wieder erschaffen, daß nun der Kampf mit dem ganzen Europa zu bestehen war *). Er war Feldherr der

*) Hätten die Franzosen den Muth gehabt, den schrecklichen Mann, (der in der gefährlichen Krankheit des Staats, neuern Heilkundigen gleich, Giftmittel anwendete) zehn Jahre an der Spitze der Geschäfte zu erdulden, wer zweifelt, daß London längst obert wäre.

Feldherren. Verein der Grundsätze, Geld für den Augenblick, Streiter in hoher Zahl u. s. w., alles das ging von Robespierre aus. Der Strategie und Taktiker mochten das Material anwenden. Man mißt vieles von den glanzvollen Feldzügen der Franzosen Carnot bei, doch liegt am Tage: Carnots fanden sich bei der unterrichteten Nation allenfalls eine Menge, dagegen ein so energisch muthiger Draco, der das Schwert immer über dem Haupt, den Abscheu der Mitwelt und künftiger Jahrhunderte, für die patriotische Jugend wagte, vielleicht nur Einmal. Was vermogte auch Carnot ohne Robespierre!

Die Sensation der neuen Erscheinungen war in Deutschland sehr groß. Den Geschichtskundigen, den Philosophen befremdeten sie nicht. Das versteht sich. Aber wie gesagt, die Offiziere, die in ihrem Fach ausschließlich unterrichteten, konnten gar nicht fassen, woran das so Unerwartete, so unmöglich Erachtete, lag. Sie hatten so heilig auf ihre Saibern, Laacy, Maudillon u. s. w. geschworen, deren Lehre immer verhieß: feste Ordnung, Parallel & Taktik, fertiges Manövriren, künstliche Dressur des Einzelnen u. s. w. führen zum Sieg. Nun traten Krieger gegen sie auf, die ihr

Stolz Gefindel nannte, und nicht selten widerfuhr dem Stolz die um so herbere Demüthigung, sich durch den verachteten Gegner überwunden zu sehen. Man nahm nun gewöhnlich zu sonderbaren Erklärungen seine Zuflucht. Da hatte dieser oder jener Zufall den Feind begünstigt, dieser oder jener dießseitige Offizier hatte einen Fehler gemacht, oder auch, man vermuthete Bestechung. Immer wollte man es a posteriori finden, immer sollte das Symptom der Krankheit geheilt werden, den Fehler im Urprinzip der Lebenskraft sah niemand.

Die Journalisten fingen damals zuerst an, sich mit Urtheilen über die neue französische Kriegführung zu befassen. Da vieles an diesem Gegenstande der bloßen gesunden Vernunft einleuchtet, so sagten auch Ungerweihete manches Gute und Wahre, doch fanden sie keinen Glauben, am Wenigsten bei den Soldaten.

Wald aber stand eine mächtigere Autorität auf, ein Veteran der preussischen Armee, der den siebenjährigen Krieg gesehen, und dem Helden von Trebitz als Adjutant gedient hatte. Mit freiem kühnem Muth, und großem Genie für den Ausdruck der

Feldherren. Verein der Grundsätze, Geld für den Augenblick, Streiter in hoher Zahl u. s. w., alles das ging von Robespierre aus. Der Stratege und Taktiker mochten das Material anwenden. Man mißt vieles von den glanzvollen Feldzügen der Franzosen Carnot bei, doch liegt am Tage: Carnots fanden sich bei der unterrichteten Nation allenfalls eine Menge, dagegen ein so energisch-muthiger Draco, der das Schwert immer über dem Haupt, den Abscheu der Mißwelt und künftiger Jahrhunderte, für die patriotische Jugend wagte, vielleicht nur Einmal. Was vermochte auch Carnot ohne Robespierre!

Die Sensation der neuen Erscheinungen war in Deutschland sehr groß. Den Geschichtskundigen, den Philosophen befremdeten sie nicht. Das versteht sich. Aber wie gesagt, die Offiziere, die in ihrem Fach ausschließlich unterrichteteten, konnten gar nicht fassen, woran das so Unerwartete, so unmöglich Erachtete, lag. Sie hatten so heilig auf ihre Salbern, Lascy, Mauvillon u. s. w. geschworen, deren Lehre immer verbließ: feste Ordnung, Parallelen, Taktik, fertiges Manöuvriren, künstliche Dressur des Einzelnen u. s. w. führen zum Sieg. Nun traten Krieger gegen sie auf, die ihr

entfesseln müsse, um auf einen richtigeren Weg zu gelangen. Er brachte sogar beim Fußvolk, statt der vielgerühmten Bayonnetflinte die Pike wieder in Vorschlag, und manches andre, was freilich dem Auge, das lebenslang durchaus verschieden mit dem seinigen gesehen hatte, als ausschweifendes Paradoxon erschien.

Seine anziehende Darstellung, die so viel neue Begriffe giebt, als sie andern daraus gefolgerten, und daran geknüpften, eine weite Bahn fortschreitender Combinationen eröffnet, impulsirte einen jungen Mann von sehr seltener Geisteskraft und Eigenthümlichkeit. Er war ein tiefer Geometer, wo es Bersolgen der Erscheinungen bis zu ihren einfachen Ursachen galt, und wußte diese Ursachen mit schöpferischer Klarheit auszusprechen. Diejenige Kälte aber, welche eine Genialität der Art zu begleiten pflegt, war ihm fremd, vielmehr überraschte er durch sehr feurigen und poetischen Ideenflug.

Hatte jener Schriftsteller die Möglichkeit eines festen Prinzips der Kriegeskunst bezweifelt, so stellte dieser dagegen ein System auf. Er setzte die Begriffe, Strategie und Taktik, die bisher geschwanzt hatten, auf eine einleuchtende Art fest. Dort bediente

Wahrheit gerüstet, hatte der Vielerfahrne, während eines langen ruhigen Privatlebens, das Zeitalter mit seinen Beobachtungen verfolgt, das Neuere an das Aeltere gehalten, und nun gab er seine:

Betrachtungen über die Kriegskunst u. s. w. heraus, die, wie billig, bei jedem Denker großes Staunen erregten.

Er warf die bis dahin gültigen glänzenden Theorien kräftig zu Boden, erklärte die Voraussetzung: man werde da, wo der Mord alles Leben bedroht, und zufolge der menschlichen Natur, Schrecknisse die Besonnenheit erschüttern müssen, planmäßige Manöver und Waffenkünste vollziehen können, falsch. Er erzählte, was die alten Offiziere immer verschwiegen, daß in den Treffen des siebenjährigen Krieges, allemal die Ordnung, von welcher Relationen sprechen, verlohren gegangen sey, und die Siege an ganz andern Ursachen gegangen hätten, als das Publikum vermuthete. In Rudel und Hagelwolken, so sind seine Worte, treibt die Wirkung der Kartätschen die Soldaten durch einander. Sein Resultat heißt, daß es bisher noch gar keine Kriegskunst gebe, und man vor allen Dingen sich erst von den vielen Irrthümern

aus den Büchern trat das Gute nicht. Weit entfernt, daß die Winke der beiden genialen Schriftsteller hätten benützt werden sollen, ward man bei den Heeren nur noch mehr in den alten Grundsätzen bestärkt. Veränderungen ausgenommen, die sich auf Zierrathen, oder Handgriffe beziehen, stehen unsre Armeen ziemlich noch auf demselben Fleck, wie vor fünfzig Jahren. Haß gegen das neuere Frankreich, und gegen die Schriftsteller, bringen das zum Theil mit sich, zum Theil liegts auch im Nationalcharakter.

Die Franzosen dagegen, obschon nicht so a priori von den Lehrsätzen der Basis, des Objektivwinkels, der Operationslinien, der konzentrischen Angriffe und exzentrischen Rückzüge, des Vortheils der Bewegbarkeit u. s. w. unterrichtet als wir, führen derselben (und mehr, weit mehr noch) nach dem Takt des schlechten Verstandes aus, lassen uns dagegen unsre spirituelleren Bücher.

Die Form des Vortrags bei jenen Schriftstellern hat indeß auch viele Schuld, daß ihre Wahrheiten nicht praktisch nützlich werden. Wer das letztere in Deutschland bewirken will, muß in einem ganz andern Tone reden. Diese Forderung mußten die Herren

Herrn von Berenhorst und Bülow kennen; und ihr auch wider Willen und Geschmack, des schönen Ziels halber nachgegeben zu haben, das würde ihren Patriotismus in eben dem Glanze zeigen, als ihre geniale Kraft. Es ist einmal nicht anders.

Wußten sie denn nicht, daß nirgends die Stimme der Greise mehr Gewicht hat, als bei den Kriegsangelegenheiten der Deutschen? Daß schon eo ipso (hierin giebt's wenigstens bei uns Nationalcharakter) ein deutscher Greis, kein französischer, britischer, italienischer, schwedischer, russischer, ist, und alle diese eher von der Stelle gehen, wie die unstricken? Daß auch die militärischen Greise durchaus in ihrer Jugend die Art Erziehung nicht erhielten, die auch noch im Alter zum Fortschreiten fähig macht? Die Herren mußten das ja wissen, und es war ein Problem, ihres Erfindungsgeistes würdig, auch diese Schwierigkeit zu bekämpfen, und selbst deutsche militärische Greise für ihre Neuerungen empfänglich zu machen. Dann konnten sie ins Praktische übergehn. Aber man spielte nach Schiller: unvorsichtig mit dem Aetherfunken Genie!

Berenhorst fing ohne alle schonende Rücksicht das

Geschäft des Niederwerfens an. Es gab so manchen Tempel, dessen dunkles Heiligthum zu durchspähn, die fromme Ehrfurcht untersagte. Berenhorsts freche Fackel leuchtete hinein. Manches Standbild prangte in der Ehrentoga, Berenhorsts dreiste Faust riß sie herab. Das Helle und Nackte will die Wahrheit, aber schwache Augen gewöhnt man nachgrade an das Licht, die Verschämtheit ist nur nach und nach zu entkleiden.

In Bülow's Schriften trifft man selten eine Seite, die nicht mit Epigrammen und Sarkasmen muthwillig gewürzt wäre. Selbst berlinische Censoren können nicht umhin, ganze Dritteile zu streichen. Sie zittern schon, wenn ein Manuscript von Bülow kömmt. Was bedarf die Wahrheit des Spottes? Er ist ja neben ihr überflüssig!

Mit welchem Gefühle mag — muß ein preussischer General, oder ein Mitglied des Wiener Hofkriegsraths, wohl ein Werk von Bülow lesen? Ihm wird nothwendig mehr der Haß gegen den Autor erweckt, als dieser ihn für seine Belehrungen gewinnen kann. Was ist da die Folge? Nichtachtung der Wahrheit.

In der österreichischen Armee sind, da solche Werke dort durchaus verboten seyn müssen, vielleicht kaum dreihundert Offiziere, die nur wissen, daß ein Berenhorst und Bülow existiren, vielleicht kaum hundert haben sie gelesen, und unter diesen sicher eine geringe Zahl mit der gehörigen Würdigung. Mancher sucht sich auch wohl bei Bedeutenden beliebt zu machen, wenn er dergleichen verachtet, und widerlegt. Also giebt's dort keine Wirkung der genialen Ausbeute *).

Im preussischen Heere wird zwar häufiger gelesen, aber doch bei weitem nicht so viel, als zu wünschen wäre, wenn die Fortschritte des Zeitalters benugt werden sollten. Wer für das Hergebrachte hier präjudizial eingenommen ist, (die Zahl derer kann zufolge der Erziehung, und täglich gehörter Meinungen nicht klein seyn) liest Werke, wie die, von denen

R 2

*) Doch hat die immer wiederholte unangenehme Erfahrung einige Lehre in Oesterreich geübt. Erzherzog Karl nimmt die strategischen Grundzüge der Franzosen, und die der höheren Bewegbarkeit wesentlich an. Auch strebt der edle Fürst, die Ehre beim gemeinen Mann wirksam zu machen. Wenn nur genug von dem allen geschieht, oder man demungeachtet das Gute nicht zu spät begann.

wir reden, mit Unwillen. Manchem ist auch nicht zu verargen, wenn er sich selbst gegen seine Ueberzeugung damit waffnet; denn wenn es einmal der Beruf meines Lebens ist, gewisse Förmlichkeiten immer zu vollziehen, und es ruft mir nun jemand, (und das zwar ohne alle Discretion,) unaufhörlich zu: du vollziehst Thorheiten! so verbittert er mein Leben. Ich empfinde vielleicht das Bonmot Wielands: „Ein Wahn, der mich beglückt u. s. w.“ und mag nicht weiter über den Vorwurf denken.

Das Interesse des Individuums erklärt es also, wenn man auch in der preussischen Armee eben nicht viel lauter Enthusiasmus für jene Schriftsteller findet; doch solcher Leser giebt es eine große Zahl, die das auf den Zustand des Heeres etwa Passende, daraus zu schöpfen verstehen. Dies ist nun vor der Hand bloß das Strategische, von dem auch früher oder später (wenn nur nicht zu spät!) vieles in die Ausübung treten wird.

Das heißt aber nicht genug! Alles Gute hätte schon zur Wirklichkeit kommen können, wenn die Form des Vortrags so gut erfunden wäre, als die Sache selbst. Vielleicht wenigstens.

Freilich bürdet meine Forderung originellen Köpfen viel auf. Es wäre auch viel von andern verlangt, wenn sie das Unangenehme, was ihnen gesagt wird, um der Wahrheit willen, verzeihen sollten. Der Schriftsteller freut sich, auf Kosten des Mannes von Einfluß, als Genie zu glänzen, und dieser rächt sich durch Düsternheit. Beides ist höchst begreiflich, und zugleich ächt deutsch! Der beste Vortheil davon, geht Ucht, wird den Franzosen anheimfallen.

Indessen darf man auch nicht die Revolution der Kriegskunst beenden, die neueren Theorien unfehlbar, und die älteren deutschen Heeresverfassungen als absolute im Dunkeln tappende Empyrie, ansehen. O nein! Alle Theile irren in Einzelheiten; z. B. Bülow, zufolge des allgemeinen Urtheils, über das Bajonnet. Noch haben wir die Kritik nicht gesehen, die in partheiloser Zusammenhaltung des Alten und Neuen jede Ansicht erschöpft hätte. Wir glauben überhaupt an kein geschlossenes System. Alles kann sich erweitern. Die Gränze entdeckt kein menschlicher Scharfsinn.

Es ist auch bei den Berenhorst und Bülow, mit dem rein mathematischen unumstößlichen a prio-

wir reden, mit Unwillen. Manchem ist auch nicht zu verargen, wenn er sich selbst gegen seine Ueberzeugung damit waffnet; denn wenn es einmal der Beruf meines Lebens ist, gewisse Förmlichkeiten immer zu vollziehen, und es ruft mir nun jemand, (und das zwar ohne alle Discretion,) unaufhörlich zu: du vollziehst Thorheiten! so verbittert er mein Leben. Ich empfinde vielleicht das Bonmot Wielands: „Ein Wahn, der mich beglückt u. s. w.“ und mag nicht weiter über den Vorwurf denken.

Das Interesse des Individuums erklärt es also, wenn man auch in der preussischen Armee eben nicht viel lauter Enthusiasmus für jene Schriftsteller findet; doch solcher Leser giebt es eine große Zahl, die das auf den Zustand des Heeres etwa Passende, daraus zu schöpfen verstehen. Dies ist nun vor der Hand bloß das Strategische, von dem auch früher oder später (wenn nur nicht zu spät!) vieles in die Ausübung treten wird.

Das heißt aber nicht genug! Alles Gute hätte schon zur Wirklichkeit kommen können, wenn die Form des Vortrags so gut erfunden wäre, als die Sache selbst. Vielleicht wenigstens.

Auch: Deutschland ist ein militärischer Staat und Frankreich ein kriegerischer! Diese Unterscheidungen sind sehr genau auszuführen.

Der Schriftsteller fehlt noch, der eine vollständige:

Philosophie der Kriegskunst erschafft, die hier alles gehödig würdigt, und klassifizirt.

Kriegskunst nach dem gewöhnlichen Begriff ist Fechtkunst en gros. Um im Allgemeinen nur den Werth der Fechtkunst überhaupt, mit den sonderbarsten Geschichterserscheinungen außer Widerspruch zu setzen, entwerfe ich mir immer das Bild eines jungen kräftigen Landmanns, der gegen den fertigsten Fechtmeister in die Schranken treten soll. Die Zuschauer, die dem Kampf beizohnen wollen, sind gewiß in der Meinung über den Ausgang getheilt. Auch die innigsten Verehrer der Kunst werden nicht überzeugt seyn können, daß der Fechtmeister gewinnen wird. Es findet sich gewiß mancher, der bereit ist, auf den Sieg des bäurischen Jünglings zu wetten, und grade weil der Fechtmeister gar nicht wissen kann, wie sein Gegner die Waffen gegen ihn ge-

brauchen wird, so kanns denn auch leicht kommen, daß er mit allen Finten und Paraden, die ihm sein Kanis lehrte, am Boden liegt.

Doch das Mittel, den rohen Landmann unfehlbar überwunden zu machen, ist, daß man ihn erst ein halbes Jahr in die Fechtchule schickt. Dann wird ihn der Meister schon niederstoßen.

Die Kunst der Gefechte lehrt auch ausfallen, Blößen nützen, Finten machen, pariren. So wie geübter an Kräften, so ist sie auch reicher an Mitteln sie anzuwenden, doch bedingungsweise.

Ein Heer Tataren und ein europäisches würden in dem Verhältniß sich gegenüber stehn, als der Landmann und der Fechtmeister. Auch für das beste der letzteren ist hier nicht einzustehn. Doch gebe man den wilden Asiaten taktische Generale, Ingenieure, Exerzierkorporals, Uniformen, dann wird sie die vollendete Kunst leicht besiegen.

Indeß haben wir eben bei dem Landmann und dem Fechtmeister das Gemüth noch nicht weiter berücksichtigt, und es kann doch über jede andre Sache den Ausschlag geben.

Auch stehn beide in den Schranken, zum Kampf

bereit, man giebt das Signal. Wie aber, wenn sie einander feindselig auffuchen? Ueberfällt einer den andern unbereit, so hilft dem letztern wahrscheinlich weder die Kunst, noch die überwiegende natürliche Kraft, sein Gegner wird im Ueberfall zu vielen Vortheil über ihn finden. Es leuchtet wohl ein, daß das klüglich zu bewerkstelligen, noch mehr als gut fechten heißt; es ist die Strategie bei den Herren.

Auf den ersten Anblick hat es keinen Zweifel, daß hier der Fechtmeister dem Landmann wird überlegen seyn; er ist im Besiß des gebildeteren Verstandes, er wird die Umstände genauer durchdenken, seine Pläne geschickter anlegen. So wie ein Heer, welches strategisch gut angeführt wird, dadurch mehr Ueberlegenheit erhält, als durch die geübtere Taktik. Das lehren die neuesten Erfahrungen.

Bei dem allen aber kann der Gegner des Fechtmeisters dennoch durch höhere Kraft des Gemüths auch hier wieder Meister werden. Denn das kräftigere Gemüth ist des gewaltigern Grades der Leidenschaft fähig. Diese, die in ihrer Spannung den physischen Menschen stärker macht, befiedert auch die Intelligenz. Haß, Rache, oder was sonst den Lands

brauchen wird, so kanns denn auch leicht kommen, daß er mit allen Finten und Paraden, die ihm sein Kanis lehrte, am Boden liegt.

Doch das Mittel, den rohen Landmann unfehlbar überwunden zu machen, ist, daß man ihn erst ein halbes Jahr in die Fechtchule schickt. Dann wird ihn der Meister schon niederstoßen.

Die Kunst der Gefechte lehrt auch ausfallen, Blößen nutzen, Finten machen, pariren. So wie geübt an Kräften, so ist sie auch reicher an Mitteln sie anzuwenden, doch bedingungsweise.

Ein Heer Tataren und ein europäisches würden in dem Verhältniß sich gegenüber stehn, als der Landmann und der Fechtmeister. Auch für das beste der letzteren ist hier nicht einzustehn. Doch gebe man ~~den~~ ~~wilden~~ Asiaten taktische Generale, Ingenieure, ~~regiment~~ Corporals, Uniformen, dann wird sie die vollendete Kunst leicht besiegen.

Indeß haben wir eben bei dem Landmann und dem Fechtmeister das Gemüth noch nicht weiter berücksichtigt, und es kann doch über jede andre Sache den Ausschlag geben.

Auch stehn beide in den Schranken, zum Kampf

Dumas, auch den Ewald, Binzer, Berenhorst, Bülow u. s. w. mangelt aber die Berücksichtigung mancher Umstände. Sie haben alle mehr oder weniger den Stoff bereichert, oder ihn lehrreich zusammengestellt; entdeckt, erfunden, Trugschlüsse entfernt, Normen entwickelt; doch eigentliche Philosophie der Kriegskunst ist immer noch nicht da. Es war auch noch nicht die Zeit dazu; eine Menge Erfahrungen, und ein langer Kampf der Wahrheit mit dem Irrthum mußten sie erst vorbereiten. Das Genie mußte erbauen, das Genie niederreißen. Nach hinlänglichem Vorrath des Materials, bedarf es dann des unterrichteten partheilosen Würdigens.

Man schelte es nicht Anmaßung, daß ich so urtheile, und meine, ich wolle von oben herab dociren. Jeder, der sich des reichen Stoffs bemächtigt, und des unbesochenen Blicks fähig ist, kann das jetzt. Vor zwanzig Jahren vermochten es aber die größten Talente nicht. Vielleicht aber ist auch gegenwärtig die Zeit noch nicht ganz reif, denn mancher Hypothese mangelt noch die Prüfung.

Uebrigens darf jeder Bürger der Litterarrepublik seine Meinung aussprechen; es ziemt ihm allerdings

mann zur Leidenschaft entflammt, werden ihn eifriger, emfiger und wüthender den Feind suchen und anfallen lassen. Immer die Seele voll von dem Bilde des Kampfs, wird ihn auch ein unerwarteter Ueberfall nicht ganz unbereitete finden, und die Energie seines Widerstandes wird durch Erbitterung verdoppelt seyn. Das kräftigere Gemüth, das entweder nur im kräftigeren Körper wohnen kann, oder diesem, als physischer Reiz, frische Stärke giebt, wird auch der Geduld, des Ueberwindens natürlicher Hindernisse, des Entbehrens des Schlags und der Lebensmittel, der mühseligern Anstrengung fähiger seyn, und so entsteht hierdurch für den kunstreichen schlaunen Fechtmeister dennoch die größere Gefahr. Die Anwendung auf den Krieg lautet: das kriegerische Gemüth ist die wichtigste aller Potenzen!

Auf diesem Wege sind nicht nur die Erscheinungen der letzteren Kriege, sondern aller, von denen jemals die Geschichte sprach, zu erklären. Man muß nur keines Umstandes Betrachtung versäumen.

Bei den Solard, Puysegur, Moriz, Kloid, Lem
pillof, Mauvillon, Scharnhorst, Venturini, Mathieu

Ich will es möglichst versuchen, praktischen Nutzen mittelst dieser Blätter zu stiften. D. h. nicht nur: daß die Wissenschaft dadurch unter den militärischen und politischen Schriftstellern neue Gesichtspunkte gewinnt; sondern: daß man einige Resultate des Denkers wirklich im Vaterlande anwendet. Soll das seyn, so wird die Wahrheit es allein schon hervorbringen, ohne alle Schriftstellerkünste, die ich gerne dem überlasse, der nach einer vortheilhaften Rezension, zu Jena, Halle, oder Leipzig geht. Ich kenne ohnehin die Rezensenten, bin sogar in ihre Geheimnisse geweiht, und mache mich anheischig, irgend ein Werk, je nachdem man es verlangt, mit kritischem Lorbeer, oder kritischer Verdammniß zu bewirthen. Das schließt jedoch meine große Achtung vor einbringende und unpartheiische Kunstrichter nicht aus.

Wie wenig Hoffnung übrigens zu meinem Zweck da ist, habe ich schon in der Vorrede bemerkt, und das hat mich freilich noch flüchtiger eilen lassen.

Hier sind meine Grundlinien.

Es kann bei der Philosophie der Kriegskunst nur die Frage seyn: wie erhält man die besten Heere?

die wissenschaftliche Autorität zu achten; doch feste ihn, ist es um seine Freiheit gethan. Bescheidenheit, überall gut, ist es auch in der Literatur doch feige Bescheidenheit würde lähmen, und Vortheil (wäre er auch noch so klein) rauben, die Wissenschaft von einem freien Denker gewinnen kann. Wer aber nicht frei zu denken vermag, und sogar nicht im Besitze eigener Gedanken ist, der bleibt von der Wissenschaft entfernt.

Ich will demnach wagen, hier einige Grundsätze einer Philosophie der Kriegskunst zu zeichnen. Nur einige. Ich bin so bescheiden, meiner Kritik nicht zu viel zuzumuthen. 'Wäre ich es weniger, könnte mir leicht werden, mich in einem großen systematischen Werke zu brüsten, ihm durch gelehrte Citate, durch großen Lesensreichtum; durch Kupfer, Platten und andern typographischen Schmuck, die Erfolge zu lassen, in einer Bibliothek glänzen zu können, zu loben; doch ich leiste auf das alles Verzicht. Ich verstehe, daß mich auch die Ambition, in Kritiken gelobt zu werden, wenig spornen kann. So werde ich die Ordnung meines Buchs, und die Schönheit meines Stils versäume. Wer kann sich helfen!

Ich will es möglichst versuchen, praktischen Nutzen mittelst dieser Blätter zu stiften. D. h. nicht nur: daß die Wissenschaft dadurch unter den militärischen und politischen Schriftstellern neue Gesichtspunkte gewinnt; sondern: daß man einige Resultate des Denkers wirklich im Vaterlande anwendet. Soll das seyn, so wird die Wahrheit es allein schon hervorbringen, ohne alle Schriftstellerkünste, die ich gerne dem überlasse, der nach einer vortheilhaften Rezension, zu Jena, Halle, oder Leipzig geht. Ich kenne ohnehin die Rezensenten, bin sogar in ihre Geheimnisse geweiht, und mache mich anheischig, irgend ein Werk, je nachdem man es verlangt, mit kritischem Lobpreis, oder kritischer Verdammniß zu bewirken. Das schließt jedoch meine große Achtung vor einbringende und unpartheiische Kunstrichter nicht aus.

Wie wenig Hoffnung übrigens zu meinem Zweck da ist, habe ich schon, in der Vorrede bemerkt, und das hat mich freilich noch flüchtiger eilen lassen.

Hier sind meine Grundlinien.

Es kann bei der Philosophie der Kriegskunst nur die Frage seyn: wie erhält man die besten Heere?

Die Gegenfrage: welche sind die besten? muß sich in ihrer Beantwortung nun gleich an das mathematisch = rationale halten. Durchaus nichts phantastisches. Kein patriotischer Glaube! Dieser ist an sich sehr löblich. Wenn zum Beispiel der preussische Soldat, aus den Thaten der Vorzeit die feurigsten Hoffnungen für die Zukunft schöpft, seinen Generälen mehr vertraut, als allen der Welt, so ist das rühmlich an diesem Soldaten, und selbst Pflicht; aber in der militärischen Philosophie ist dergleichen einmal etwas untergeordnetes, und zweitens, darf da nichts, auch der Patriotismus nicht, die Freiheit des Urtheils beeinträchtigen.

Hier heißen die besten Heere die:

welche, der Vernunft einleuchtend, verheißen, die siegreichsten zu seyn!

Eine solche Verheißung kann nur aus der Darstellung überwiegender Vortheile gegen andre hervorgehn. Die Darstellung muß aber, wie gesagt, in allen Theilen vollkommen rationell aufgefaßt werden können.

Die Darstellung selbst im Gebiet der Möglichkeit zu konstruiren, ist Sache der Philosophie, oder

der Vernunft, die sich zu dem Geschäft vorher mit den nöthigen Ideen geschwängert hatte. Das Organon zerfällt in drei Categorien.

Erste Categorie.

Das kriegerische Gemüth.

Daß es hier oben an stehen müsse, lehrt erstens die Erfahrung. Wenn uns die Geschichte die Beispiele aufstellt, daß rohe Kraft die hohe Kunst überwand, so ist die Lösung des Räthsels nur im Gemüth zu suchen. Dann lehrt es auch die Anthropologie, indem sie den Menschen als Krieger betrachtet, und allen seinen Eigenschaften den Rang anweist, wie ihn der Zweck begründet. Am Philosophen selbst steht der Geist, d. i. das kalte Abstrakt oben an, er soll nur urtheilen; der Soldat jedoch urtheilen, handeln, dulden, sich verläugnen, alles zugleich. Das menschliche Gemüth ist ja übrigens kein thierisches. Es ist verständig, wie sich von selbst versteht. Und wenn es übrigens das kalte Abstrakt auch nur als Instrument ansieht, so räumt es ihm im

Allgemeinen doch den Platz über sich selbst ein. Ein rein geistiges Heer würde wahrlich sehr sonderbar auftreten. Wenn der Sprachgebrauch aber sagt: es glüht in dieser oder jener Armee ein hoher Geist der Ehre, der Tapferkeit, da meint er immer das Gemüth. Doch wozu noch Erläuterungen, das geringste Nachdenken leitet ja zum innigsten Umfassen des Begriffs.

Das kriegerische Gemüth nun einem Heere zu erschaffen, zu erziehen, zu erhalten, zu vervollkommen, dazu muß man erst Beispiele in der Geschichte auffuchen, das Beste daraus sondern, es den heimathlichen Verhältnissen anpassen, und auf neue Combinationen sinnen, die nicht nur die Nebenstellung, sondern auch die Höherstellung ins Auge fassen.

In Beispielen erblicken wir es:

- a. Bei noch wilden Völkern, wo es fast nur Resultat der physischen Kraft ist.

(Das können Deutsche als vorwärts strebendes Volk nicht unmittelbar nachahmen, doch rückt es den Werth der physischen Kraft dem Blicke näher, und lehrt um so mehr, abhärtende Erziehung und Sittlichkeit befördern. Bülow hat die Idee einer militärischen Erziehung angegeben, nach welcher nicht nur die jetzt
an

an dem besseren Gehalt der Heere nagende Immoralität vernichtet, sondern die Sittlichkeit der Nation selbst regenerirt würde.)

b. Bei mehr oder weniger gebildeten Völkern, wo moralische Motive zum Grunde lagen, als religiöse oder politische Schwärmerei, der Fanatismus der Ehre.

(Das müssen wir um so heißer ergreifen, als wir auf das Prädikat gebildetes Volk lauten Anspruch machen. Religiöse Schwärmerei ist wenig zu benehmen, da die alte deutsche Mythologie in der christlichen unterging, und der letzteren Hinstürzen schwerlich mehr zu verhindern steht. Das Christenthum, so schön es kosmopolitisch ist, und nach geschlossenem ewigen Frieden, (nehmlich in unreiner Gestalt) die Menschen beglücken könnte, schadet, alles erwogen, dem kriegerischen Gemüth mehr, als es ihm Nutzen bringt. Die gesammte Christenheit konnte ja das heilige Grab den Sarazenen nicht entreißen, weil die sarazenische Religion kriegerischer als die christliche macht. Politische wie die neuerlich in Frankreich, davor mag uns das Geschick bewahren, doch die Vaterlandsliebe an sich gehört mit zur politischen

Schwärmerei. Das Vaterland sey also liebenswürdig, und es wird unfehlbar schwärmerisch geliebt werden. Die Pflichten und wahren Vortheile, vom obersten bis zum letzten Glied der Staatskette stehen im innigsten Zusammenhange. Fanatismus der Ehre ist nicht genug zu preisen. Er hängt weder von religiöser noch politischer Form ab. Wenn die Regierungen den festen Willen fassen, so ist er leicht zu entzünden, zu unterhalten, und lohnt mit unendlichem Wucher; thun sie aber das nicht, was an ihnen selbst dabei liegt, so ist alle Mühe vergebens. Und was er durchaus nicht verträgt, (im Gegensatz der positiven Religionen, die ohne sie gar nicht bestehen können,) ist Täuschung.

Im Ganzen sieht es aber in Deutschland mit der Ehre sehr unvollkommen aus, wenn wir uns gegen Frankreich stellen, und in diesem Betracht müssen wir denn leider eingestehen, das unedlere Volk zu seyn. Wie sehr die Väter das schon verschuldeten, ward oben beleuchtet. Und eine ganz nichtswürdige Barbarei hat sich bis jetzt fortgepflanzt, nemlich die, daß sich der Adel und Bürgerstand in der Mystik der Rechlichkeit unterscheiden. Jener,

wenigstens in einem Theile Deutschlands, darf kein Zeichen der Nichtachtung dulden, und muß bereit seyn, das Leben an die Rache dafür zu setzen, dieser aber löst das Zeichen der Nichtachtung allenfalls etymologisch auf, und lacht, oder beruhigt sich mit einer gerichtlichen Klage. Der Moralist lobt das freilich, aber: daß auch der Bürgerstand in Frankreich hierin fühlte, wie der Adel, hat es längst möglich gemacht, den geringern Soldaten, auch ohne den Knüttel, der nur dem slavischen Auswurf gebührt, zur Disziplin anzuhalten. Er steht daher durchaus auf einer höhern Stufe; und der Offizier, welcher auch noch so begeistert von den Vorzügen des Stoffs ist, wird doch wohl die Beleidigung gegen die menschliche Natur nicht auszusprechen wagen: daß seine Wirkung, die der Ehre, überträte.

In der französischen Nation haben, durch den Einfluß übler Regierungen, das Mißverhältniß des Geldes, Pfaffenränke, die übergroße Residenz, die Ausschweifungen in der Revolution u. s. w., Laster geherrscht, die dem Sinn der Ehre entgegen waren, und die man glücklicher Weise bei uns noch nicht kennen gelernt hat. Deshalb wären wir fähig, wenn

wir es darauf anlegten, ein ehrenvolleres Volk als das französische zu seyn.

Es lassen sich noch viele einzelne Sätze hier über niederschreiben, und jeder liefert wieder die Materie zu ganzen eignen Werken, doch der Raum ist hier zu beschränkt.

Zweite Cathégorie.

Strategische Leitung.

Ich gestehe, daß mir das Wort Strategie dar um nicht ganz gefällt, weil es immer an Kriegslist erinnert. Diese ist doch etwas sehr untergeordnetes, und nicht gut zu lehren. Wo sie zum Zweck dienen kann, da brauche sie, wem Naturanlage, und Beschaffenheit der vorhandenen Dinge Gelegenheit dazu geben. Die Kunst im Allgemeinen, suche reinere, festere Elemente. Doch hat der Sprachgebrauch schon einen besseren als den wörtlichen Sinn untergelegt, ich mag kein grübelnder Terminolog seyn, und bleibe bei Strategie.

Doch aber, behauptet meine Ansicht, gehört weit mehr in diesen Begriff, als man ihm, auch nach dem berechtigenden Sprachgebrauch, gewohnt ist, zuzurechnen. Ich zählte zur strategischen Leitung, ehe ich noch zur Wahl des Feldherrn, dem der Oberbefehl über die kriegsführenden Truppen zu geben ist, übergehe:

- a) diejenige Intelligenz im Kabinete, welche den Krieg beschließt. Dann,
- b) Diejenige Intelligenz, welche die Finanzkraft des Staates verwaltet, und die Bedürfnisse zum Krieg liefern muß.

Stehet es um diese beiden Intelligenzen übel, so mögen die Feldherrn immer des Plutarchs, die Truppen des Denkmals der Spartaner von Thermopyla werth seyn, und der Zweck des Kriegs glückt dennoch nicht.

Im Invalldendom zu Paris, wo tausende eroberter Fahnen prangen, fehlt immer noch eine Preussische. Wir fochten brav am Rhein, verlohren keine, demungeachtet kam es zum Basler Friedensschluß. Falsche Politik hatte den Krieg eingeleitet—

unhaushälterische Finanz vermogte nicht, ihn mit dem gehörigen Nachdruck fortzusetzen.

Wie viele Kriege wurden schon geführt, in welchen die Rede von so mancher glorreichen Heldenthat war, und am Ende hatte man umsonst gemorbet. Auf eine eingenommene Festung, eine verlorhne Schlacht, wälzte man die Nothwendigkeit des Friedens, nein, das Nichtgelingen lag an der unrichtigen Politik, die den Krieg begann.

Oft hat man selbst den Siegeslauf unterbrechen müssen, weil der Schatz zu erschöpft war, um die ferneren Anstrengungen tragen zu können.

Die Staats Tendenz ist das Kriterion für die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Politik.

Von vernünftiger Politik angerathen, sind erstlich: alle unvermeidliche Vertheidigungskriege, das versteht sich von selbst. Dann aber solche, wo eine bequeme Gelegenheit winkt, den Staat zufolge des geographischen Umkreises, über welchen er zu gewöhnlich wünschend wünscht, zu vergrößern. Allianzen ist nur zu bauen, wenn der Versuch mit einerlei Zweck hat. Indem das ja selten der Fall seyn kann, so taugt beson-

ders eine Offensiv-Allianz sehr selten! Die Einheit des Zwecks ist auch gewöhnlich nur scheinbar. Wenn England, Rußland, Oesterreich, Schweden und Neapel, sich zum Angriff Frankreichs vereinigen, so sprechen die Negotiationen davon, aber man beleuchtet es nur näher. An einem Ort liegt vielleicht einige Freundschaft für die Bourbons zum Grunde, am andern ist die Seeherrschaft gemeint, am andern fürchtet man theils die Folgezeit, und will theils erobern, u. s. w. Würde Frankreich überwunden, so gäbe es unfehlbar unter den Siegern selbst die blutigsten Handel. Das sieht der jetzt herrschende König von Preußen wohl ein, und folgt nicht unvorsichtig den Lockungen jedes an ihn gefertigten Geschäftsträgers.

Jeder Krieg muß auf einer hinlänglichen Finanzbasis ruhen. Die innere Beschaffenheit eines Staates, und seine militärisch geographische Lage ändern aber die größte oder mindere Schärfe der Regel ab. Z. B. wenn wir sahen, daß Frankreich sie im Drange der Noth verletzte, und ohne Geld und Magazin in Feindes Land operirte, so ward es durch eine Menge von Dingen begünstigt,

Wahrheit gewinne bei den Controversen. Der Einfluß wäre keinesweges lähmend, aber er hinderte Vorurtheil, Nachlässigkeit, Zurückbleiben. Indem die Akademie eine nützliche Erfindung dem Hofkriegsrath, oder Ober- Kriegs- Collegium, in Vorschlag brachte, könnten diese sie nicht ungewürdigt zurückweisen. Mit einem Wort, die Einrichtung hätte viel Gutes. Auch die Lehrerstellen an den kriegerischen Erziehungshäusern besetzte sie.

Dergleichen Vortheile, die höheren, näher an die Unfehlbarkeit gränzenden, herbeizuführen, kostet es freilich Zeit. Soll das aber abschrecken? Mir scheint, es müßte um so ernster mahnen, auch auf das Ergreifen des nächsten Augenblicks geistig zu seyn. Die mittelmäßigen Maaßregeln haben sich doch endlich wohl unbewährt genug gezeigt. Will man in einem Lande, wo der Holzmangel fühlbar wird, keine Pflanzung anlegen, weil der Samenstreuer nicht mehr ers-

Daß man sie nicht schon längst als nothwendig ansah, ist schlimm. Ich überlasse diesen Vorwurf Anderen weiter auszuführen, wobei ich indeß gleich bemerkte, daß das, was in Deutschland bis jetzt bei den Ingenieurcorps, Artillerieschulen, Cadettenhäusern u. s. w. geschieht, noch lange nicht reine fortschreitende Kultur der Kriegswissenschaft zu nennen ist.

warten darf, die Stämme in ihrem höchsten üppigsten Wuchs zu sehn? Nein lieber so zeitig als möglich ans Werk. Von Jahrzehend zu Jahrzehend steigt die ergiebige Progression.

Es gehört auch in diese Cathegorie noch manches, was dem denkenden Leser einfallen wird, ich aber um nicht zu weitläufig zu seyn, übergehe.

Dritte Cathegorie.

Gefechtkunst.

Ihr gebührt in der Philosophie der Kriegeskunst nur der unterste Rang. Die französischen Revolutionskriege haben das neuerdings außer allen Zweifel gesetzt. Doch bei uns scheint man hier über allen Zweifel erhoben zu seyn, stellt die letzte Cathegorie an die Spitze, und wendet, um gute Strategen zu erziehen, nur sehr unvollkommne Mittel an. Das Uebrige, was sich so höchst wichtig auf die Kriegeskunst bezieht, wird — so gut als gar nicht beachtet.

Ganz umgekehrt ist's drüben im West. Der

solche Schöpfung aufbewahrt, und bereitet sie richtig vor, wird weder ein Mangel an guten Feldherren zu spüren, noch ein Fehler, den sie begehen, tief zu empfinden seyn. Ist man wohl in Frankreich um Männer verlegen, die an Heeresspitze zu stellen sind? Die nächsten Ansichten der Kunst sind allbekannt, wo man Grenadiere in den Kasernen militärische Schriften lesen sieht. Die Wandervölker, die Sarazenen, (auch ein Wandervolk) machten gar nichts aus der Kunst ihrer Anführer. Paart aber einmal eine von kräftigem Kriegsgeist, und richtiger Ansicht der Kunst zugleich besetzte Schaar. Das muß einen Erfolg geben, wie er noch nicht vorhanden war, denn nur erst ein halbes Bild von dem, was seyn könnte, erblicken wir in den Heeren unsrer westlichen Nachbarn!

Von der Bedingung der Anciennität kann die Philosophie, die das Beste wählt, nicht abgehn. Da wird demnach der Feldherr ein Greis seyn. Doch führten wir oben schon an, daß ein gymnastisch erzogener, und vor den Verheerungen ausschweifender Leidenschaften früh beschützter Greis, wenig von Altersschwäche zu fürchten hat. Der Begleitung des Feldherrn, welche allerdings ausgesucht seyn muß, gedachten wir ebenfalls.

die ihnen das sogenannte Defizit bringt. Es ist höchst wichtig, sich davon nicht ferner hinters Licht führen zu lassen. Sorglosigkeit in den Gegenmaafregeln, die gefährliche, entsteht daraus, sonst nichts. Schon seit 1792. heißt es an den mehresten europäischen Höfen: Frankreich kann nicht länger bestehen. Der Geldmangel, oder der Hunger, oder die Unzufriedenheit mit der jetzigen Ordnung der Dinge, steigen aufs höchste, das Gebäude muß stürzen u. s. w. Noch im Herbst 1805. wiegte man sich mit dergleichen Verurthigungen ein. Selbst jetzt kommen öfters Reisende aus Frankreich zurück, welche versichern, nun könne es nicht mehr lange währen. Alles das betrog bisher, und wird, Neun und neunzig gegen Eins gewettet, fernerhin betrügen. Träte wider alles Vermuthen der Ein: Fall unter Hunderten ein, (dem zufälligen Glück eines Lottospielers gleich) desto besser! Wer wird aber seine Einrichtung auf ein Lottoglück treffen? Alle, die es mit Frankreich leicht ansahen, haben keine Ahnung eines richtigen Urtheils über den Nationalcharakter, und die Consequenz der jetzigen Regierung. Jener bleibt sich, unter allen Umgestaltungen, im Ganzen gleich, diese weiß

Wahrheit gewinne bei den Controversen. Der Einfluß wäre keinesweges lähmend, aber er hinderte Verurtheil, Nachlässigkeit, Zurückbleiben. Indem die Akademie eine nützliche Erfindung dem Hofkriegsrath, oder Ober- Kriegs- Collegium, in Vorschlag brachte, könnten diese sie nicht ungewürdigt zurückweisen. Mit einem Wort, die Einrichtung hätte viel Gutes. Auch die Lehrerstellen an den kriegerischen Erziehungshäusern besetzte sie.

Dergleichen Vortheile, die höheren, näher an die Unfehlbarkeit gränzenden, herbeizuführen, kostet es freilich Zeit. Soll das aber abschrecken? Mir scheint, es müßte um so ernster mahnen, auch auf das Ergreifen des nächsten Augenblicks geizig zu seyn. Die mittelmäßigen Maaßregeln haben sich doch endlich wohl unbewährt genug gezeigt. Will man in einem Lande, wo der Holzmangel fühlbar wird, keine Pflanzung anlegen, weil der Samenstreuer nicht mehr er-

Daß man sie nicht schon längst als nothwendig ansah, ist schlimm. Ich überlasse diesen Vorwurf Anderen weiter auszuführen, wobei ich indeß gleich bemerke, daß das, was in Deutschland bis jetzt bei den Ingenieurcorps, Artillerieschulen, Cadettenhäusern u. s. w. geschieht, noch lange nicht reine fortschreitende Kultur der Kriegswissenschaft zu nennen ist.

sich nicht nur dieselben Vortheile zulegen, sondern noch höhere, denn die erwärmte frische Phantasie baut fort. Das Auge wird auch gewaffneter, indem es den Achill ermißt, und — sieht dann auch seine Ferse. — Zu wichtig schien mir diese Abschweifung, um mich ihrer zu enthalten.

Genug, es wird für die zweite Cathegorie in Frankreich sehr viel gethan, und besonders kömmt hier noch zu Hülfe, daß das Vorurtheil (der graue Tyrann, welcher leider bei uns immer noch seiner Parze spottet,) nicht einreden darf.

Weit mehr aber für die erste. Von weitem her durch die herrliche Tradition von den Vätern, welche Nationalstolz, patriotischen Stolz, und Ehrgefühl giebt, von nahe durch eine Leitung, die theils poetisch, (und also schwungvoll) und theils auf den Egoismus berechnet (folglich näher anthropologisch) ist. Jene wendet die schönen Künste zum Beleben der Hochherzigkeit an. Theater bei den Regimentern, die selbst dem gemeinen Mann historische Begriffe von Menschengröße geben — Gewalt der Dichtkunst in vaterländischen Kriegsgefangen — Beredsamkeit in Proklamationen — Monumente — Erhebende Verzierung

„Regel nur der Jüngling, der sich ihm hingiebt.
„Der französische Soldatenstand ist nur die Laufbahn
„des Jünglings.“

„Daher die große Munterkeit der französischen
„Heere, daher der große Hang zum Vergnügen, der
„jeden Soldaten elektrisirt. Ein jeder hält das
„Vergnügen für sein höchstes Ziel, er vergißt dare
„über alle Beschwerden des Kriegs, er vergißt selbst
„darüber seine Siege.“

„Nie denkt er zurück an Haus und Hof, an
„Weib und Kind, an das, was hinter ihm liegt, son-
„dern immer vorwärts ist sein Sinn gerichtet. Sie-
„ge will er erfechten, sich einen Namen machen, mit
„einem Avancement zurückkommen, oder sterben!
„Was hat er zu verlieren?“

„Werden auch die Kontribuirten häufig zu den
„Armeen mit Gewalt und gefesselt geliefert: kaum
„hat sie der Gemeingeist ergriffen, sind sie eingeweiht
„in die allgemeinen Freuden genüsse, so haben sie al-
„les vergessen, und sie fangen an, des Augenblicks
„zu genießen. Bedenke man, daß der Südländer
„überhaupt, besonders im Jünglingsalter, eine feuri-
„ge Imagination besitzt, daß das Blut rascher durch

sich nicht nur dieselben Vortheile zulegen, sondern noch höhere, denn die erwärmte frische Phantasie baut fort. Das Auge wird auch gewaffneter, indem es den Achill ermißt, und — sieht dann auch seine Ferse. — Zu wichtig schien mir diese Abschweifung, um mich ihrer zu enthalten.

Genug, es wird für die zweite Cathegorie in Frankreich sehr viel gethan, und besonders kömmt hier noch zu Hülfe, daß das Vorurtheil (der graue Tyrann, welcher leider bei uns immer noch seiner Parze spottet,) nicht einreden darf.

Weit mehr aber für die erste. Von weitem her durch die herrliche Tradition von den Vätern, welche Nationalinn, patriotischen Stolz, und Ehrgefühl giebt, von nahe durch eine Leitung, die theils poetisch, (und also schwungvoll) und theils auf den Egoismus berechnet (folglich näher anthropologisch) ist. Jene wendet die schönen Künste zum Beleben der Hochherzigkeit an. Theater bei den Regimentern, die selbst dem gemeinen Mann historische Begriffe von Menschengröße geben — Gewalt der Dichtkunst in vaterländischen Kriegsgesängen — Beredsamkeit in Proklamationen — Monumente — Erhebende Verzierung

monarchische und republikanische Bindungsmittel zu vereinigen. Lieber das Schlimmste gefürchtet, daß man eher zu viel, als zu wenig vorbereitet sey. Dergleichen Reisende haben vielleicht einige Pariser gesprochen, denen es nicht nach Wunsch ging, und die nach ihrer gewöhnlichen Geschwätzigkeit ihren Mißmuth zutraulich ergossen, oder sie hörten unterwegs Hausväter über die Abgaben seufzen, Mütter klagen, denen das Militär den Sohn abforderte u. s. w.; daraus leiten sie denn ihre tröstlichen Verheißungen her. O wie einseitig ist das. Hört man das Aehnliche nicht aller Orten? Trifft man auch auf diesem Planeten wohl ein einziges Individuum an, das sich völlig zufrieden erklärt? — Auch versteht sich wohl, daß die Mouschards der Gesandten diesen zu Runde reden, weil sie im Gegentheil nicht so angenehm, und reichlich beslohnt seyn würden. Weg mit dem unseligen Irrthum! Getrost den Schleier von der Wahrheit gezogen. Es ist ja Mißtrauen in die eigne Sehkraft, wenn man ihren Strahl nicht ertragen zu können glaubt. Man verschließe auch nicht das Ohr, wo dem Gegner billiges Lob zuerkannt wird. Lieber die genaueste Prüfung seiner Vorzüge; dann kann man

an Menschen verspürt! Man sei doch aufrichtig. Oft kehren freilich Reisende zurück, die, um sich beliebt zu machen, oder weil sie selbst aus Partheilichkeit nicht richtig sahn, versicherten: nur Greise und Weiber wären noch auf dem platten Lande zu treffen. Das gehört aber ins Kapitel der vielen Täuschungen, die ihrer Folgen halber, nicht genug zu bebauern sind. Ich, der ich es nicht über mich erheben kann, mit Willen falsch zu sehn, bin mir genau bewußt, die Städte und Dörfer, die ich in Frankreich berührte, nicht nur an Einwohnern sehr belebt, sondern auch in einem gewöhnlichen Verhältniß derselben angetroffen zu haben. Die Gassen sind voll muntreter Kinder. Bei den Feldarbeiten giebt's sowohl jugendliche als ältere Männer. Sollte ja die Zahl der ersteren geringer seyn, so ist sie's wenigstens in den österreichischen Staaten noch mehr. Ja, was nun eben das Auffallendste wird: im Posselt'schen Taschenbuch auf 1805, wird die Menschenzahl auf eine Quadratmeile in Frankreich

vor der Revolution auf 2600,

nach dem Frieden von Amiens — 2651

angegeben. Die Quadratmeile hätte also im Durch-

„Regel nur der Jüngling, der sich ihm hingiebt.
„Der französische Soldatenstand ist nur die Laufbahn
„des Jünglings.“

„Daher die große Munterkeit der französischen
„Heere, daher der große Hang zum Vergnügen, der
„jeden Soldaten elektrisirt. Ein jeder hält das
„Vergnügen für sein höchstes Ziel, er vergißt dar-
„über alle Beschwerden des Kriegs, er vergißt selbst
„darüber seine Siege.“

„Nie denkt er zurück an Haus und Hof, an
„Weib und Kind, an das, was hinter ihm liegt, son-
„dern immer vorwärts ist sein Sinn gerichtet. Sie,
„ge will er erfechten, sich einen Namen machen, mit
„einem Avancement zurückkommen, oder sterben!
„Was hat er zu verlieren?“

„Werden auch die Konscribirtten häufig zu den
„Armeen mit Gewalt und gefesselt geliefert? kaum
„hat sie der Gemeingeist ergriffen, sind sie eingeweicht
„in die allgemeinen Freudenentüsse, so haben sie al-
„les vergessen, und sie fangen an, des Augenblicks
„zu genießen. Bedenkt man, daß der Südländer
„überhaupt, besonders im Jünglingsalter, eine feuri-
„ge Imagination besitzt, daß das Blut rascher durch

„Seine Avern strömt, wie bei dem Nordländer, so
„ist's nicht zu verwundern, wenn man hört, daß
„diese Heere, diese Masse von Jugendkraft, Dinge
„bewirkt haben, die an die Unmöglichkeit gränzen;
„daß sie schon immer da gewesen waren, wo das be-
„dächtige Alter sich langsam hinbewegte! daß sie mit
„den Gernsen in die Wette, Felsen erstiegen, die das
„Alter nur anstaunte! daß sie in einigen Wochen
„Länder durchheilten, und das Ziel schneller erreichten,
„als der Schneefengang anderer schwerfälliger Ar-
„meen, vielleicht kaum in Jahresfrist erreicht hätte;
„daß sie immer den Angriff machten, und den feind-
„lichen Armeen nur eine traurige Defensiv'e über-
„ließen.“

„Wenn nun Anführer, die feurigsten, klügsten,
„bravsten des Haufens, selbst jung an Jahren, voll
„wüthender Ehrbegier, nach Kronen und Fürstenhü-
„ten trachtend, ihren Feuergeist diesen Armeen ein-
„hauchten, wenn ein junger Mann aus ihrer Mitte,
„der sich selbst gehoben, auf der höchsten Stufe der
„Ehre, der Gewalt stehend, das Ganze belebte: wie
„war es da zu verwundern, wenn die französischen
„Armeen ~~in~~ in andern eilten?“

Ferner: weil mit Jünglingen die Vortheile, welche Strategie darbietet, am ersten zu gewinnen sind. Und strategische Ueberlegenheit führt eher zum Zweck, endet eher den Krieg, als taktische. Bei den Gefechten, die man gut strategisch vorbereitete, ist auch die Entscheidung häufig mit wenigem Menschenverlust zu erkaufen. Das lehrt neuerlich das Beispiel von Ulm.

Wir Deutschen aber hängen gewaltig an Redensarten und Aussprüchen, die, wie eine Wahrheit lauten; besonders wenn man zu bequem ist, durch Nachdenken tiefer in den Gegenstand zu bringen. Wir sind auch nicht minder geschickt, dergleichen Aussprüche zu erfinden, als (eine in unserm Vaterlande seit Jahrhunderten mit dem erwünschtesten Erfolg betriebne Kunst) einem wahren Reichthum von Schwierigkeiten aufzuhäufen, wo eine Verbesserung zur Sprache kommt. Nämlich in den wichtigsten Dingen, sonst geht sie wohl durch. Das paßt bei uns nicht, heißt es, und die Sache ist abgemacht. Indem wir aber in wenigen Fällen uns des Besizes des Besseren erfreuen, rietho wohl der kluge vaterländische Eifer, auf das genaueste zu ergründen,

ob nicht der fremde Vortheil uns auch anzueignen sei? Sonst bleibt man ja muthwillig hinter ihm zurück.

Von allem, was dem kriegerischen Gemüthe dort Flammen leihet, wähen wir, bei uns nichts entzünden zu können. (Die Ehrbegierde der Offiziere ausgenommen, die in einigen deutschen Heeren treffliche Früchte brachte, und fernerhin verheißt.) Und grade scheint mir, liegt in der Erkenntniß schon, nicht nur dieselbe, sondern die höhere Fähigkeit begründet, denn Einbildungskraft bildet weiter aus, was der Verstand in sich aufnahm.

Das deutsche Gemüth müßte unter ähnlichen Einbrücken, immer noch mehr Tiefe als das französische, bekommen. Aber man säumt, weil man bisher zu lange gesäumt hat, und fürchtet die Säumniß nicht mehr einbringen zu können. Ein rasches, von feuriger Hoffnung belehtes Ermannen, ein Aufschlag, der alles Zaudern verbannte, bis alles, was voraus ist, eingehohlet ward, frommten besser. Jene Furcht, sollte sie dauern, ist vielleicht das größte unserer politischen Uebel.

Freilich liegt das nächste, was in Deutschland

sich thun läßt, nur bei der dritten Kategorie, und eben da für die zwei ersten schnell nicht viel auszurichten ist, wird es räthlich, hier mit einem uns bisher ganz fremden raschen Streben, das Wahre und Gute zu ergreifen.

Was darf aber Philosophie der Kriegskunst als solches anerkennen?

Ohne allen Widerspruch das, wobei die Zweckmäßigkeit völlig in die Augen fällt, und das geschieht theils durch eine Truppenorganisation, die auf die möglichste Bewegbarkeit zielt. Daß die Franzosen einen bei weitem höheren Grad der Bewegbarkeit erreicht haben, gesteht man ein, es liegt auch am Tacte, wie unübersehbar der Vortheil davon ist, dennoch leistet man Verzicht darauf. Es sind zu viele Hindernisse im Wege, bei manchen scheint es, daß sie gar nicht fortzuräumen sind. Gut, eben der Verstand fordert, alles zu berücksichtigen. Nur alles, was Vorurtheil heißt, dann hinweg.

Da fällt mir zum Beispiel ein, daß bei der preussischen Armee vorgeschlagen wurde, die Offiziere der Infanterie zu Fuß gehen zu lassen. Die Ersparniß an Pferden wäre zwar bequem, jedoch man

an Menschen verspürt! Man sei doch aufrichtig. Oft kehrten freilich Reisende zurück, die, um sich beliebt zu machen, oder weil sie selbst aus Partheilichkeit nicht richtig sahn, versicherten: nur Greise und Weiber wären noch auf dem platten Lande zu treffen. Das gehört aber ins Kapitel der vielen Täuschungen, die ihrer Folgen halber, nicht genug zu bedauern sind. Ich, der ich es nicht über mich erhalten kann, mit Willen falsch zu sehn, bin mir genau bewußt, die Städte und Dörfer, die ich in Frankreich berührte, nicht nur an Einwohnern sehr belebt, sondern auch in einem gewöhnlichen Verhältniß derselben angetroffen zu haben. Die Gassen sind voll munterer Kinder. Bei den Feldarbeiten giebt es sowohl jugendliche als ältere Männer. Sollte ja die Zahl der ersteren geringer seyn, so ist dies wenigstens in den österreichischen Staaten noch mehr. Ja, was nun eben das Auffallendste wird: im Poffatschen Taschenbuch auf 1805. wird die Menschenzahl auf eine Quadratmeile in Frankreich

vor der Revolution auf 2600,

nach dem Frieden von Amiens — 2651

angegeben. ~~D~~

also im Durch-

schnitt, trotz aller Stürme, 51 Seelen gewonnen. Ich weiß recht gut, daß nicht allen statistischen Angaben aufs Wort zu glauben ist, doch Posselt bemühte sich sorgsam um gute Quellen, die Angabe stimmt auch mit neueren französischen, bei denen man sich jetzt der Genauigkeit befleißigt. Zwar muß hier auch in Anschlag kommen, daß die eroberten Provinzen meistens sehr bevölkert sind, und den älteren Besitzungen im Verhältniß etwas zulegen, aber es sind doch nur die Departements Lys, Schelde, Kemappe und allenfalls Roer, die den alten Durchschnitt überwiegen, andre stehen darunter, deshalb kann es immer nicht 57 Seelen auf die Quadratmeile in der Totalberechnung übertragen, und man sieht, daß die Bevölkerung seit den Revolutionskriegen zugenommen hat. Dagegen wird im deutschen Reich angegeben:

vor der französischen Revolution auf die Quadratmeile $2166\frac{2}{3}$,

Im Jahr 1804 etwa, 2046.

Welch ein Verlust, und sicher wird er durch die Umstände des letztern Kriegs noch vermehrt seyn. Auch hier müssen die an Bewohnern vorzüglich reichen

Niederlande beachtet werden, doch leuchtet ein, daß ihr Verlust nicht die ganze Verminderung hervorbringt.

Es hat also die Gefahr des Anscheins nicht, mit den aus Jünglingen zusammengestellten Heeren. Vielmehr ergiebt sich, daß die auf diese Art geführten Kriege die wenigsten Opfer kosten. Und daß einmal: weil die Jünglinge (besonders, wenn man sie nicht in ungesunde Kleidung zwingt,) den Feldkrankheiten weniger blosgestellt sind. — Hieher gehdrt auch noch, daß nach ärztlichen Beobachtungen, der Verdruß, mit dem der Soldat, dem keine Hoffnung lächelt, der drückende Härte zu empfinden hat, dem das Andenken an Weib und Kind, (welche ohne ihn vielleicht nur der Bettelstab erwartet,) den Tod doppelt schrecklich macht, ins Feld zieht, eine die Lebenskraft abspannende Potenz wird. Und sicher kann man annehmen, daß in dem Maaß als eine Armee frohsinniger ausrückt, die Feldspitäler weniger gefüllt werden seyn. Wie viel heilsamer wär' es demnach die Ursachen der Krankheiten von weitem | a, als auf Verbesserung der Kr- | idtig diese in Deutschland a

ob nicht der fremde Vortheil uns auch anzueignen sei? Sonst bleibe man ja unthätig hinter ihm zurück.

Von allem, was dem kriegerischen Gemüthe dort Flammen leihet, wähen wir, bei uns nichts entzünden zu können. (Die Ehrbegierde der Offiziere ausgenommen, die in einigen deutschen Heeren treffliche Früchte brachte, und fernerhin verheißt.) Und grade scheint mir, liegt in der Erkenntniß schon, nicht nur dieselbe, sondern die höhere Fähigkeit begründet, denn Einbildungskraft bildet weiter aus, was der Verstand in sich aufnahm.

Das deutsche Gemüth müßte unter ähnlichen Eindrücken, immer noch mehr Tiefe als das französische, bekommen. Aber man säumt, weil man bisher zu lange gesäumt hat, und fürchtet die Säumniß nicht mehr einbringen zu können. Ein rasches, von feuriger Hoffnung belebtes Ermannern, ein Aufschlag, der alles Zaudern verbannet, bis alles, was voraus ist, eingeholt ward, frommen besser. Jene Furcht, sollte sie dauern, ist vielleicht das größte unserer politischen Uebel.

Freilich liegt das nächste, was in Deutschland

Ferner: weil mit Jünglingen die Vortheile, welche Strategie darbietet, am ersten zu gewinnen sind. Und strategische Ueberlegenheit führt eher zum Zweck, endet eher den Krieg, als taktische. Bei dem Gefechten, die man gut strategisch vorbereitete, ist auch die Entscheidung häufig mit wenigem Menschenverlust zu erlaufen. Das lehrt neuerlich das Beispiel von Ulm.

Wir Deutschen aber hängen gewaltig an Redensarten und Aussprüchen, die, wie eine Wahrheit lauten; besonders wenn man zu bequem ist, durch Nachdenken tiefer in den Gegenstand zu dringen. Wir sind auch nicht minder geschickt, dergleichen Aussprüche zu erfinden, als (eine in unserm Vaterlande seit Jahrhunderten mit dem erwünschtesten Erfolg betriebne Kunst) einem wahren Reichthum von Schwierigkeiten aufzuhäufen, wo eine Verbesserung zur Sprache kömmt. Nemlich in den wichtigsten Dingen, sonst geht sie wohl durch. Das paßt bei uns nicht, heißt es, und die Sache ist abgemacht. Indem wir aber in wenigen Fällen uns des Besizes des Besseren erfreuen, rieth wohl der kluge vaterländische Eifer, auf das genaueste zu ergründen,

ob nicht der fremde Vortheil uns auch anzueignen sei? Sonst bleibe man ja muthwillig hinter ihm zurück.

Von allem, was dem kriegerischen Gemüthe dort Flammen leihet, wännen wir, bei uns nichts entzünden zu können. (Die Ehrbegierde der Offiziere ausgenommen, die in einigen deutschen Heeren treffliche Früchte brachte, und fernerhin verheißt.) Und grade scheint mir, liegt in der Erkenntniß schon, nicht nur dieselbe, sondern die höhere Fähigkeit begründet, denn Einbildungskraft bildet weiter aus, was der Verstand in sich aufnahm.

Das deutsche Gemüth müßte unter ähnlichen Eindrücken, immer noch mehr Tiefe als das französische, bekommen. Aber man säumt, weil man bisher zu lange gesäumt hat, und fürchtet die Säumniß nicht mehr einbringen zu können. Ein rasches, von feuriger Hoffnung belehtes Ermannern, ein Aufschlag, der alles Zaudern verbannte, bis alles, was voraus ist, eingehohlet ward, frommten besser. Jene Furcht, sollte sie dauern, ist vielleicht das größte unserer politischen Uebel.

Freilich liegt das nächste, was in Deutschland

Es ergibt sich z. B. bei der Artillerie, daß die Stimmen getheilt sind. Eine sucht der entscheidenden Wirkung halber, den unfehlbarsten Erfolg bei ihr, und empfiehlt ihre möglichste Vermehrung. Eine andre, die ihre lästige Beschwerlichkeit, und den fordernden Kostenaufwand ins Auge faßt, denkt auf Mittel, ihrer möglichst entübrigt zu seyn. Hier wird man bald den eigentlichen Strebepunkt gewahr, der auch wieder dem Genie die Palästra öffnet. Man muß auf eine Mechanik denken, die die Schwerefälligkeit des Geschüzes vermindert, so bleibt das Gute bei, und das Ueble nimmt ab. Daß das unmöglich sey, ist ein durchaus unphilosophischer Einwurf. Wer die englischen Maschinerien, und die Fortschritte der Metallurgie und Chemie (seit der Zeit, daß unsre Artillerie ihre jetzige Verfassung erhielt) betrachtet, muß sich überzeugen, daß es mit den Schwierigkeiten dabei gewiß nichts zu sagen hat, so bald nur gute Köpfe aufgemuntert werden, dem Gegenstande ihre ganze Aufmerksamkeit zu leihen. Die französische Artillerie ist jetzt schon leichter als die unsrige, wir können das thun, was dort für die Verbesserung geschah. über dem Verbesserungsgeschäft kommen wir
sicher

muß gestehn, daß die Rücksicht, welche diese Neuerung abwarf, klüglich verfuhr. Der Stolz der Offiziere würde dadurch gekränkt. Das darf nicht seyn! Der Offizier kann immer ein Reitpferd behalten, (daß er bei muntern Kräften bleibe, will auch sein Beruf) deswegen aber läßt sich doch eine leichte, und leichtere Organisation als die französische, einrichten.

Die Franzosen sind leicht, weil sie keine Zelte mit sich führen. Das ahme man in Deutschland ja nicht eher nach, bis erst nur freudige ehrgeispornete Jünglinge ins Feld ziehn. Sonst wird das Bivouakiren die Spitäler doppelt füllen. Trägt man aber, wie die Römer (unter Marius) die Zelter bei sich, sind die Pferde erspart, und der der Gesundheit nöthige Schutz gegen die Witterung, wird doch gewonnen. So ist man denn in diesem Betracht besser organisirt, als die Franzosen.

Die Ph. v. Kr. darf sich so wenig für ein System der Befehlskunst, wie für eins der Strategie, mit leidenschaftlicher Vorliebe erklären. Sie habe sich sonst selbst auf. Von allem aber auszuwählen, was vernünftig das beste erscheint, ist ihr bleibender Zweck.

ein Glied trug noch kein Theoretiker an, was befremden muß, da der Mensch vor erreichtem Extrem nicht gern zurückkehrt, doch kann man wohl sagen, daß eine Tirailleurslinie schon weniger wie ein Glied ist. Schlägt das Feuer wacker drein, oder eine gute Keuterei wirft die Einzelschützen nieder, so ist die Linie bald = 0.

Die Foyardsche Colonne, welche eigentlich weit hinter die tiefen Pikenier- und Musketierhaufen Gustav Adolphs liegt, aber außer dem Revolutionskriege, wenig Beifall fand; ward in diesem (aus Nothwendigkeit) wieder beliebt, und fand denn auch bei den Lehrern der Kriegswissenschaften eifrige Vertheidiger.

Meistens indeß, lehnt man sich an die neuesten Erfahrungen. Leicht kann es kommen, daß einige mißliche, bei der dünnen Linie wieder zu dem Grundsatz führen: lieber die Ausdehnung der Stärke zu opfern, und daß man ein Glied nach dem andern neuerdings in Vorschlag bringt.

Dies darf alles nicht befremden. Wir wissen, daß in Rom von den ersten Königen an, bis zu den Kaisern, die Taktik sich auch unaufhörlich ver-

sicher schon weiter. Hier wäre viel zu gewinnen. Der unbestochne Forscher bebaue dies Feld emsig, und frage allerdings die Sachkunde, aber nimmer das Vorurtheil, um Rath. Beide unterscheidet man leicht, wenn man anders selbst im Besiz intelligenter Freiheit ist.

Ueber die Stellungen herrschen bekanntlich mehrere Lehrbegriffe. Mancher rühmt die Ausdehnung, wegen des Umfassens, mancher die Centration, wegen der undurchdringlicheren Kraft. Die Methoden der Aufmärsche, Angriffe und Rückzüge sind zahlreich, eben so werden für die Sicherheit der Heereszüge die Regeln mit vieler Ausführlichkeit angegeben.

Manche wünschen wenig, manche viele Reiterei; die Gründe, die sie hier bestimmen, sind jenen bei Gelegenheit der Artillerie ähnlich.

Die Glieder sind seit dem dreißigjährigen Kriege immerfort vermindert worden. Der Vortheil der größeren Breite eines Treffens bestimmte dazu. Drei sind bei der Linieninfanterie noch gewöhnlich, werden aber im Felde häufig in zwei verwandelt, wie es beim leichten Fußvolk schon Bestimmung ist. Auf

selbst mit Leidenschaft bearbeitet werden, sie aber muß sich den Gewinn mit Auswahl und Vorsicht sondern.

Das ist so schwer nicht, wenn sie sich nur nimmer vom Grundsatz der Zweckmäßigkeit entfernt, und bei jedem Vorschlage fragt: wird das unter den Umständen, welche die Wirklichkeit begleiten, auszuführen seyn?

Ueber die Gränzen der Ausdehnung (insofern noch der Lokalität nicht gedacht wird) liefert der menschliche Körperbau gewissermaßen ein Mustersbild. Der Fechter gewinnt am Gebrauch der Kraft, wenn er weit ausholend den Hieb führen kann. Würde er sich aber allzuweit auf die eine oder die andre Seite biegen, verlore er die Festigkeit des Stands, und könnte dadurch besiegt seyn, daß er einem zu großen Umkreis gebieten wollte.

Der Grundsatz der möglichsten Einfachheit, (die aber ihrem Zweck unveränderlich zustrebt) leitet so wie überall, auch hier gewiß richtig. Daß vieles bei uns zu komplizirt ist, wer wird es bezweifeln? Zur Einfachheit der huronischen Taktik darf jedoch die unsrige nicht zurückgehn, wir wollen uns ja der

Vortheile der Kunst erfreuen. Die wahren, nur die wahren, suche man auf!

Das Bild eines einzelnen Fechters, welches schon einigemal gebraucht ward, dient noch in mehrerem Betracht, Grundsätze zu entwickeln. Die leichtere Uebersicht kleinerer Verhältnisse, deren Analogie durch den Anwuchs des Gegenstandes, nicht gestört wird, ist in solchen Fällen höchst bequem.

Man sieht unter andern sogleich, daß der Fechter gegen seinen Zweck handelt, welcher sich, nett zu prunken, in eine knappe Kleidung engt, und den Gebrauch seiner Kräfte dadurch beeinträchtigt. Ein Gegner, der sich von jedem Hindernisse befreit, kann ihm nun bei sonst geringerer Fertigkeit gefährlich werden. Die Anwendung auf ein Kriegsheer fällt in die Augen.

Doch ist der gewohnte Prunk nur mit Vorsicht abzustellen. Wir kennen den Werth des Stolzes. Beim Schwachen muß er durch Eitelkeit genährt werden, bis ein aufgeklärteres Gefühl ihn aus besseren Realitäten schöpft. Die österreichische Armee hat durch das Beseitigen des militärischen Puges gewiß viel verloren. Allein zweckmäßiger Kleid leicht die Zierde beizugesellen.

Fechtmeister der französischen Schule üben den Stoß, wie die ungrischen oder polnischen den Hieb. Die Kunst ist inmet gut daran, wenn sie ihre Bedingungen aufstellen darf. Uebel wird es aber dem Meister ergehn, der nicht weiß, wie man ihn angreifen will, und dennoch nur in einer Methode geschickt ist. Mit der Abweichung davon, ist er gewöhnlich verloren.

Da nun im Kriege die Bedingung gar nicht gilt, so muß man jede Gefechtsart verstehn, um Niemand einen Kunstvorthail über sich einzuräumen. Um des Himmels Willen kein Vorurtheil der Schule.

In vieldurchschnittner Gegend ist das Tirailiren das beste; die Ebne kann der Streitart in festen Reihen gekrönten Erfolg geben; um irgend einen furchtbaren Punkt um jeden Preis zu sprengen, wählt man vielleicht am glücklichsten die Form des Türkenkeils. Die Taktik muß also auf alle vorkommende Fälle denken. Bis jetzt ist sie bei uns noch ziemlich einseitig. Die Oesterreicher sahen die Ueberlegenheit ihrer Feinde im Vielg e ü b t e n so oft, und verderben dennoch auf ihren Exerzierplätzen die Zeit mit manchen Dingen, die im Kriege nimm

Vortheile der Kunst erfreuen. Die wahren, nur die wahren, suche man auf!

Das Bild eines einzelnen Fechters, welches schon einigemal gebraucht ward, dient noch in mehrerem Betracht, Grundsätze zu entwickeln. Die leichtere Uebersicht kleinerer Verhältnisse, deren Analogie durch den Anwuchs des Gegenstandes, nicht gestört wird, ist in solchen Fällen höchst bequem.

Man sieht unter andern sogleich, daß der Fechter gegen seinen Zweck handelt, welcher sich, nett zu prunken, in eine knappe Kleidung engt, und den Gebrauch seiner Kräfte dadurch beeinträchtigt. Ein Gegner, der sich von jedem Hindernisse befreit, kann ihm nun bei sonst geringerer Fertigkeit gefährlich werden. Die Anwendung auf ein Kriegsbeer fällt in die Augen.

Doch ist der gewohnte Prunk nur mit Vorsicht abzustellen. Wir kennen den Werth des Stolzes. Beim Schwachen muß er durch Eitelkeit genährt werden, bis ein aufgeklärteres Gefühl ihn aus besseren Realitäten schöpft. Die österreichische Armee hat durch das Beseitigen des militärischen Puges g ewi viel verloren. Allein zweckmäßiger Kleidung ist ja leicht die Zierde beizugesellen.

Fechtmeister der französischen Schule üben den Stoß, wie die ungrischen oder polnischen den Hieb. Die Kunst ist in dem gut daran, wenn sie ihre Bedingungen aufstellen darf. Uebel wird es aber dem Meister ergehn, der nicht weiß, wie man ihn angreifen will, und dennoch nur in einer Methode geschickt ist. Mit der Abweichung davon, ist er gewöhnlich verloren.

Da nun im Kriege die Bedingung gar nicht gilt, so muß man jede Gefechtsart verstehn, um Niemand einen Kunstvorthail über sich einzuräumen. Um des Himmels Willen kein Vorurtheil der Schule.

In vieldurchschnittner Gegend ist das Tirailiren das beste; die Ebne kann der Streitart in festen Reihen gekrönten Erfolg geben; um irgend einen furchtbaren Punkt um jeden Preis zu sprengen, wählt man vielleicht am glücklichsten die Form des Türkenkeils. Die Taktik muß also auf alle vorkommende Fälle denken. Bis jetzt ist sie bei uns noch ziemlich einseitig. Die Oesterreicher sahen die Ueberlegenheit ihrer Feinde im Vielgübten so oft, und verderben dennoch auf ihren Exerzierplätzen die Zeit mit manchen Dingen, die im Kriege nimm

bracht ward, (deren erste Spuren aber im nordamerikanischen Krieg, auch in den letzten Jahren des siebenjährigen, zu suchen sind; weil schon Prinz Heinrich, und Herzog Ferdinand die Fesseln der Steifheit wegzwerfen suchten) so vielen Nutzen ihre Ausbeute uns bringen könnte, (wahrlich die ganze Selbsterhaltung hängt daran) so gut als nicht beachtet. Und, wie beredt sind wir, die Vorzüge eines Titus Kops, oder eines Damentoilettegegenstandes anzupreisen, die uns Paris zuschickt.

Es ist ein höchst widriger und in der That unnatürlicher Anblick, den germanischen Kolossen gebeugt dastehn zu sehn. Nicht das mangelnde Rückenmark, nicht die schlaffe Siegheit der Muskeln drücken sein Haupt herab. Er darf nur wollen, und die eigne Kraft erhebt ihn zur herkulischen Stattlichkeit. Das Vorurtheil weg, es gilt ja eigentlich blos diesen Entschluß!

Elftes Kapitel.

Bund gegen Frankreich 1799.

Kurz war die Ruhe nach den Traktaten von Campo Formio, zu tief hatte der Haß gegen Frankreich Wurzel geschlagen, und Pitt, trunken von dem Projekte der Seeherrschaft, brauchte ihn zum Vortheil Englands.

Gold mußte auf dem Continent wirken, schöne Phrasen in Parlamentsreden, und der Kdber immer reichere Provision für die Londner Großhändler verschafften es dem Minister.

Oesterreichs Stolz, neuerlich durch Bonaparte empfindlich verwundet, war am ersten bereit, den Krieg zu erneuern, und Kaiser Paul beschloß eine ansehnliche Hülfzarmee zu schicken. Die Zahl der Truppen, der Ruf der Generale, die Subsidien kamen in Anschlag, dazu (das verhiess eigentlich den besten Erfolg) die schwache verhasste Direktorialregierung Frankreichs, und das neugeschöpfte Vertrauen vergaß die kürzlich erlittenen Unfälle.

Man suchte den König von Preußen in den Bund zu ziehen. Er verweigerte den Beitritt mit großer Weisheit. Die Allianz mit Oesterreich hatte sich unter der Regierung seines Vaters unzulänglich bewährt. Staatsökonomie war jetzt das Hauptgeschäft des Königs, aber das Verhältnis seiner Monarchie mit einem aufstrebenden Monarchen.

So sehr auch ihm die in angedeuteter Hinsicht Frankreichs beunruhigte, vermehrte er doch zur neuen Coalition keineswegs die Entfernung des Jura, und führte seinen Willen bei Jura nach. Diese Festigkeit war besonders wichtig, weil auf nur zu les Nebenliegende prüfen.

Preußen, so besaß Friedrich II. denen Kaiser folgern, die seine Forderungen, auch zur Krone, wo es eine Bergsetzung seines Gebietes absieht, und bei seinen Nebenbüchern den Nachschub an Kraft möglichst zu verhindern suchen.

Das Berliner Kabinet hatte diese Grundsätze verlassen, und jemeht Friedrich Wilhelm III. die Nachteile davon zu bekämpfen hatte, desto mehr mußte es ihm darum zu thun seyn, nicht selbst Anlaß zu ihrer Erneuerung zu geben,

Was verhiess ihm wohl ein Beitritt zu der Coalition?

Es ist wahr, der Anschein gewährte einige Hoffnungen gegen Frankreich. Einige, sag' ich, viele hegten nur die Träume solcher Minister, denen ein Blick auf die Aussen Seite schon genügt, um apodiktische Weissagungen auszusprechen, von denen aber nimmer eine zutrifft. Die Hoffnungen, welche mit Recht zu schöpfen waren, hingen an der Regierung, die durch ihre Nullität, wo es auf energisches Wirken ankam, erwarten liess, sie werde die grossen Hülfsmittel Frankreichs nicht anzuwenden verstehen. Und konnte dem Volke irgend etwas den neuerwachten kräftigen Sinn lähmen, so war es diese Regierung.

Aber dagegen blieb doch die militärische Lage Frankreichs, seit der Besignahme der Provinzen jenseit des Rheins, und den nun bestehenden Verhältnissen mit der batavischen, helvetischen, und cisalpinischen Republik, doppelt furchtbar, zu bedenken. Auch selbst durch den nordischen Bundesgenossen verstärkt, konnte doch nur der Leichtsinn es nicht gehörig ermessen, wie schwierig der Kampf war. Vollkommen leuchtete ein, dass jetzt das Glück die Waffen der

Verbündeten mehrere Jahre ununterbrochen begleiten mußte, ehe an den alten Gränzen Frankreichs zu stehn, sich hoffen ließ. Dort mehrten sich wahrscheinlich nur die Hindernisse. Friedrich Wilhelm III., wenn er schon die Direktorialregierung gehdrig würdigte, war indeß nicht der Mann, der solchen Versicherungen Glauben beimas, die gleich den Uebertritt der Heere Frankreichs, und dergleichen, vers hießen.

Der Monarch erwog, daß nur mit seiner ganzen Macht auf den Nordost von Frankreich etwas auszurichten sey. Da ward der Krieg denn nun äußerst kostspielig. Und wer stand ein, daß Oesterreich ein bessres Waffenglück fand, daß Kaiser Paul, welcher veränderlich in seinen Beschlüssen war, lange bei dem Bunde blieb? Oesterreich konnte einen Separatfrieden machen, und des Krieges ganze Last dann auf Preußen ruh'n. Die Lage, worin Friedrich Wilhelm III. seine Finanzen fand, forderte wenig zu so mißlichen Wagstücken auf.

Gelang indessen der Krieg der Erwartung nach, oder selbst über die Erwartung, was würden die Folgen für Preußen gewesen seyn? Der wiedereingesetzte

Präsident (wir wollen Einmal recht viel voraussetzen) hätte seine Hauptbedingungen von England hören müssen. Sicher fielen sie so aus, daß der größte Theil des Continents dadurch seinen Handel der brittischen Willkühr unterworfen sah. Preußens Handel ist nicht unbedeutend, obgleich die Zeit wohl noch ziemlich ferne liegt, wo es ihn mit Flotten unterstützen kann. Dieser Zweck des Krieges (der eigentliche Hauptzweck) konnte also das Berliner Kabinet wohl nicht zu überspannten Anstrengungen einladen. Dies Kabinet hatte nunmehr wieder eine aufgeklärte Ansicht der Dinge gefaßt.

Nächstdem würde Oesterreich, ohne allen Zweifel die Lombardei zurückgenommen haben, ohne deswegen Verzicht auf Venedig zu thun. Toskana gab es wenigstens seinem Hause zurück. Der Anspruch auf die Niederlande war der lauteste. Vielleicht aber, wenn nemlich die französischen Waffen ganz unterlagen, dehnte er sich auch auf Elsaß und Lothringen, auf die Franche comté, auf Verdun, Toul, Metz u. s. w. aus.

Kaiser Paul, dem Entschädigungen für den Kriegsaufwand, in diesen Gegenden zu un bequem wa-

ten, hätte sie in andern aufgesucht. Malta, etwa Corfu, Morea, um bald Meister der europäischen Türkei zu seyn u. s. w.

Preußen hätte also für die Seeheerschaft Britanniens, und für die Vergrößerungen Dessterreichs und Rußlands seine Staatskraft hingegen.

Was würde ihm wohl zugefallen seyn? Wenn schon die Negoziateurs durch mancherlei freundliche Vorspiegelungen locken wollten, so begreift wohl jedermann, der den Geist der hier waltenden Kabinette kennt, wie es gekommen wäre. — Um Preußen zu vergrößern und zu ründen, liegen zur Hand:

Der schwedische Theil von Pommern.

Da würde es aber, wo nicht von Rußland, doch von Schweden selbst, Schwierigkeiten gegeben haben, das nur einer Korvette bei Helsingborg, und einer andern am hollsteinschen Kanal bedarf, um mehr als die Hälfte unseres Handels zu vernichten.

Meklenburg.

Da standen die verwandtschaftlichen Verhältnisse mit Rußland im Wege.

Sachsen und Lausitz.

Sicher hätte da die alte Eifersucht Oesterreichs die deutsche Reichskonstitution vorgeschützt, und das Reichsoberhaupt konnte ja die Verdrängung eines Churfürsten nicht zugeben.

Die Reichsstädte Hamburg, Bremen,
Lübeck.

England sowohl als Oesterreich hätten Einspruch gethan. Auch mit Dänemark konnte es darüber zum Bruch kommen.

Hannover.

Wie sehr Gedrge an dem alten Erbland hängt, hat er dargethan. Die Reichsverfassung darf nicht umgestürzt werden, hätte es geheißen.

Wo blieb denn nun für Preußen etwas übrig? Sogar zu Sekularisation war keine Hoffnung, die fürstlichen Messelers behielten zu vielen Einfluß zu Wien oder auch Rom.

Etwa Mühlhausen, Nordhausen, ein Stück vom Sandomirischen; wenns hoch gekommen wäre, die übrigen schlesischen Fürstenthümer hätte man Preußen angeboten, wo Oesterreich Königreiche gewann.

Hätte Preußen das nicht gewollt, mußte es
nun

nun die Waffen gegen Oesterreich führen. Vermuthlich war es aber durch den Krieg beträchtlich geschwächt.

Nein, wahrlich, Preußen muß seine Kräfte zu einzeln sammeln, um sie Kriegen, die so schlechten Erfolg versprochen, zu opfern.

Es konnte dagegen einen Offensivbund mit Frankreich eingehn. Von daher lauteten die Verheißungen gewiß günstig. Indessen versteht sich von selbst, daß das Jahr 1799 nicht geeignet war, Preußen eine, andrerseits an so weittäufige Schwierigkeiten geknüpft, Maßregel ergreifen zu lassen.

Das weiseste blieb Erhaltung der Neutralität, um beim künftigen Frieden kräftig mitzureden.

Wir Preußen können unsern trefflichen Monarchen nicht genug vershren, daß er trotz vielseitiger Anlockungen, doch die Festigkeit nicht verließ, und seiner Staaten Ruhe behauptete. Nichts was er hätte thun können, wäre so vorzüglich gewesen, als das, was geschah. Wir dürfen unsern inländischen Zustand von 1799 und 1800, nur mit den damaligen in der Pfalz, in Schwaben, und

Bayern vergleichen, um von der segnenden Wohlthat unseres Beherrschers überzeugt zu seyn. Preussen empfing eine kriegerische Tendenz, doch für sich, nicht für andre!

Daß aber Oesterreich den Krieg wieder ohne Preussen begann, war unendlich unvorsichtig. Wozu hatten denn die kürzlich gemachten Erfahrungen gedient? Trotz Sumarows glänzendem Feldzuge, der ihn in ganz kurzer Zeit zum Ueberwinder Scheerers, MacDonalds und Souberts machte, in welchem ihm Moreau selbst wich, endete der Krieg doch in dem bemühenden Frieden von Luneville. Nicht einmal vom Feldherrn des Bundesgenossen, wollte man die bessere Kriegskunst (in der Nähe) lernen, die einzige, mit welcher gegen die Franzosen etwas auszurichten ist, und von der es bei Gelegenheit Sumarows in der Staatsgeschichte Europa's, Lübingen 1805 heißt: „der Uebergang über die Adba und der Sieg bei „Cassano waren die ersten Lorbeern, die der schreckliche Eroberer von Ismail und Praga auf dem Boden Italiens pflückte. Der neuen Art Krieg zu führen, die im Grunde immer die seinige gewesen war, tren, sah man ihn mit reißender Schnel-

„ligkeit den Sieg benutzen, das Land mit seinen Truppen überschwemmen, kühn über die festen Plätze hinausrücken, und den Feind rastlos drängen, ohne ihm „Zeit zur Erholung zu lassen.“

Suwarow in Italien — Preußen in den Niederlanden. Vielleicht hätte man dann gegen Frankreich eine Stellung gewinnen können, die Deutschland künftig, wenigstens einigermaßen, sicherte.

Doch eine andre Gestalt Deutschlands war auch selbst in diesem Fall vonnöthen. Wozu das Zaubern? Wozu eine Krankheit, die bei Palliativen den Tod droht, raschen heroischen Arzneien aber Genesung verspricht, hinhalten?

Die Eifersucht mit den Vorurtheilen weg! Frankreich war dem Hause Oesterreich das Furchtbarere, es mußte also, um Preußen zum Kampf dagegen zu gewinnen, vergessen, was einst bei der pragmatischen Sanction, beim siebenjährigen Kriege u. s. w. geschehn war.

Hätte man einen Botschafter an den preussischen Monarchen mit diesem Vorschlag gesandt:

„Ew. Majestät giebt der deutsche Kaiser zu erwägen, daß die so angewachsne Macht der Neu-

„franken dem Reiche immer gefährlicher wird, aber
„auch grade in den Formen des letzteren die Unzu-
„mänglichkeit der Verteidigungsmittel liegt. Der Kai-
„ser schlägt vor, beide Feinde, den innern und auß-
„fern, plötzlich und ohne Rücksicht auf irgend ein-
„Herkommen anzugreifen. Wie die Sachen stehn, dür-
„fen wahrlich die schwächeren Reichsfürsten nicht mehr
„lange auf Unabhängigkeit zählen, sie werden sich,
„genau erwogen, als der Stärkeren Vasallen besser
„befinden, wie jetzt. Deshalb ladet der Kaiser Ew.
„Majestät ein, die nördliche Hälfte Deutschlands in
„Besitz zu nehmen, dasselbe will er mit der südlichen
„thun. Anständige Domainen bleiben den Fürsten
„für ihre Geschlechter zurück, sonst gehören Landes-
„hoheit, Einkünfte, Truppen u. s. w. fortan nur zwei
„Mächten in Germanien, die für immer, durch heil-
„igen Vertrag, sich gegenseitigen Frieden versichern.
„Englands und Schwedens Einrede wird nicht ge-
„hört. Das Projekt wird möglichst geheim gehalten,
„und in demselben Zeitpunkt mit aller erforderlichen
„Energie ausgeführt. Dann operiren beide Theile
„gegen Frankreich, um die deutschen Lande jenseit des
„Rheins zurückzuerobern!“

Man suchte den König von Preußen in den Bund zu ziehn. Er verweigerte den Beitritt mit großer Weisheit. Die Allianz mit Oesterreich hatte sich unter der Regierung seines Vaters unglücklich bewährt. Staatsökonomie neuerdings zu ordnen, war jetzt das Hauptgeschäft des jungen, aber das Verhältniß seiner Monarchie mit reifem Blick übersehenden Monarchen.

So sehr auch ihn die so angewachsne Größe Frankreichs beunruhigte, weissagte er doch von der neuen Coalition keineswegs die Erreichung ihres Zwecks, und störte seinen Völkern den Frieden nicht. Diese Festigkeit war bewundernswerth, man muß nur alles Nebenliegende prüfen.

Preußen, so deutete Friedrich II. denen Nachfolgern, die seine Winke verstehn, muß nur kriegen, wo es eine Vergrößerung seines Gebietes absieht, und bei seinen Nebenbuhlern den Wachstum an Kraft möglichst zu verhindern suchen.

Das Berliner Kabinet hatte diese Grundsätze verlassen, und jemehr Friedrich Wilhelm III. die Nachtheile davon zu bekämpfen hatte, desto mehr mußte es ihm darum zu thun seyn, nicht selbst Anlaß zu ihrer Erneuerung zu geben.

Zwölftes Kapitel.

Bund von 1805.

Auf einer Seite giebt's freilich Entschuldigungen für diesen unglücklichen Bund, auf der andern aber nicht. Pitt, der Urheber, ein zu Entwürfen der kühnsten Art aufgelegter, und eisern beharrlicher Kopf, gebot einer Kriegsflotte, deren Thaten ans Faßelhafte gränzten; kein Wunder, wenn er die stolze Britannia, der Jamaica und Bengalen, wie die neueroberten Colonien, unaufhörlich die Kraft des Mutterlandes stählten, zu einer solchen Spannung derselben reizte, daß vor ihr fortan jeder Rival auf Ehetis Flur zurückbeben sollte.

Doch der Ozean breitet seine Wogen zu weit über den Erdball; den Völkern, nicht einem Volke, hat ihn die Natur gegeben, die Anstrengung von neun Millionen Menschen reicht für jenes Problem nicht aus. Die Spannung ward bald Ueberspannung, und was dieser früher oder später folgt, wissen wir.

Verbündeten mehrere Jahre ununterbrochen begleiten mußte, ehe an den alten Gränzen Frankreichs zu stehn, sich hoffen ließ. Dort mehrten sich wahrscheinlich nur die Hindernisse. Friedrich Wilhelm III., wenn er schon die Direktorialregierung gehdrig würdigte, war indeß nicht der Mann, der solchen Versicherungen Glauben beimaß, die gleich den Uebertritt der Heere Frankreichs, und dergleichen, versahiesen.

Der Monarch erwog, daß nur mit seiner ganzen Macht auf den Nordost von Frankreich etwas auszurichten sey. Da ward der Krieg denn nun äußerst kostspielig. Und wer stand ein, daß Oesterreich ein bessres Waffenglück fand, daß Kaiser Paul, welcher veränderlich in seinen Beschlüssen war, lange bei dem Bunde blieb? Oesterreich konnte einen Separatfrieden machen, und des Krieges ganze Last dann auf Preußen ruh'n. Die Lage, worin Friedrich Wilhelm III. seine Finanzen fand, forderte wenig zu so mißlichen Wagstücken auf.

Gelang indessen der Krieg der Erwartung nach, oder selbst über die Erwartung, was würden die Folgen für Preußen gewesen seyn? Der wiedereingesezte

So große Dinge für das deutsche Kaiserhaus bewirkt hatten. Es trat die (wiewohl getäuschte) Vermuthung dazu, auch Preußen sich diesmal an den Kampf schließen zu sehn — Entschuldigungen genug.

Aber hatte man denn den Feind noch nicht kennen gelernt? — ? — ?

Meinte man noch auf dem gewöhnlichen Wege mit ihm ans Ziel gelangen zu können? Ist das begreiflich? Hatte man denn seit dem Lüneviller Frieden nicht Muße über den Gegenstand nachzudenken, der für die Selbsterhaltung der wichtigste war?

Wie es angefangen wurde, bereitete man dem französischen Kaiser wahrlich selbst seine glorreichen Triumphe vor. Und so wirds neuerdings gehn, und schlimmer noch, wenn man nicht aus der Stelle will.

Wenn nicht ein schneller kräftiger Impuls auf das Heer (und Volk) und eine Reform der Kriegskunst, durch das Genie geleitet, vorangehn, wird künftig jeder Krieg Oesterreichs wider Frankreich misslingen. Dies ist eine ganz nothwendige Erscheinung.

Was ein solcher Impuls vermag, hat Ros-

ziusko gezeigt. Bei Raffla geschlagen, zog er sich in das offene Warschau. Werke in flüchtiger Eil aus Sand aufgeworfen, mußten es zur Feste umgestalten, und sechs Wochen hielt man sich darin gegen ein preussisches Belagerungskorps, das endlich sogar das Vorhaben aufgeben mußte. (Wien mit sehr wesentlichen Festungswerken versehen, ergab sich, wie es die erste französische Patrouille sah.)

Nicht nur republikanisch, auch monarchisch, ist derjenige Geist zu wecken, der für Großthaten eignet. Aber — dies ist unerläßig — das Genie muß die Mittel angeben. Will man denn nicht einmal die Probe machen, dem Rath des Genies (des unterrichteten) zu folgen? Sollte es denn so gefährlich seyn? Haben sich denn die aimables regisseurs etwa so bewährt gezeigt? Und wirklich, die aimables regisseurs dürften das Genie von der Sphäre des Vertrauens nicht so ängstlich zurückhalten, es stellt sie allenfalls fester, und geht dann wieder seiner Wege.

Wer mich verstanden hat, wo ich von Revolution der Kriegskunst, Philosophie der Kriegs-

Kunst u. s. w. *) sprach, kann und wird mich hier nicht misdeuten.

Es zeigt sich doch; kann mans oft genug wiederholen? daß bei dem gewöhnlichen Gang, den die deutsche Kriegspolitik, und Kriegskonsequenz nimmt, weder Heil noch Segen ist.

Der Leser, das weiß ich wohl, mag aber das, was ich vom kriegerischen Gemüth vortrug, leicht als zu metaphysisch begriffen, ansehen. Das kann freilich nur mir leid thun, und immer zeige ich dann wieder auf die Unvollkommenheit des Vorhandnen hin. Da fehlt mir die Gemugthuung nicht.

Fern, unendlich fern sey es von mir, das viele Gute im österreichischen Heer verkennen zu wollen. Mir ist vielmehr sehr genau bekannt, daß es im Wiener Hofkriegsrath höchst achtungswerthe, und wissenschaftlich sehr viel umfassende Köpfe giebt, das Corps de genie zählt gewiß eine Menge gelehrter

igen Einrichtungen die (den höchsten Gesichtspunkt ausgenommen)

weiter behandeln wollte, fände Stoff genug.

überall die Zweckmäßigkeit wahrnehmen, ist hier ein größeres Reichthum als irgendwo. Der Grundsatz: nicht nur das Adliche, nicht nur das Langgebiente, sondern das Individuum soll zum Offizier erhoben werden, welches sich durch Verdienst auszeichnet; eben so soll das Fortrücken zu höheren Offiziergraden hauptsächlich vom Verdienst abhängen — ist gewiß überaus verständig.

Der gemeine Soldat ist hier gut verpflegt, seine Erbnung ist etwas höher, als bei der preussischen Armee, und vor den letzteren Kriegen waren in den österreichischen Provinzen die Lebensmittel meistens wohlfeil. Zu der Zeit schon, als die preussischen Ausländerwerbungen in einer Art ausgeführt wurden, die viele Unzufriedenheit gebahr, man keine Kapitulation hielt, und dem Jubaliden meistens nur das Betteln blieb, ging man in Oesterreich offen zu Werk, gab weniger Handgeld, hielt aber Wort, und für den ausgedienten Soldaten hatte man humane Verpflegungsanstalten getroffen. Der Soldat ist mit mehrerer Bequemlichkeit, als in irgend einem andern Heere gekleidet. (was kann in diesem Betracht nächster seyn als der graue Mantel?!). Er wechselt oft

Die Garnisonen, lebt meistens in den Kasernen, das Heirathen wird ihm erschwert; lauter Dinge, die den soldatischen Geist unterstützen. Er wird zwar viel exerziert, jedoch selten ungeweckmäsig, und mit Gegenständen des Puges nicht geängstet. Man sorgt für seine Gesundheit durch gute polizeiliche Einrichtungen in den Kasernen, läßt ihn baden u. s. w.

So ist auch die ganze Feldökonomie trefflich. Die speziellen Einrichtungen der General-Quartiersmeisterei, und alles, was dahin einschlägt, sind gebrüg doirt, das Verfahren genau und vorsichtig. Niemand hat bisher so reichhaltige Magazine gehäuft, als die Oesterreicher. Das Personal der Bäckerei ist überzählig, die Technik dabei sehr vollkommen, die Feldspitäler verdienen das größte Lob.

Alle diese Dinge müssen auf die Güte des gemeinen Soldaten wirken, und es ist auch nur eine Stimme darüber, daß er an Ordnung, und guten wenig übertreffen wird.

Die Truppenkörper sind ganz ausgezeichnet. Die Husaren gingen die vielen Oopten in Ous aus, die neueren Ublanen sind nach guten Ugen zusammengestellt. Die leichtere ungrische

illyrische u. s. w. Infanterie, ob sie schon Lasky vorkaufte hat, leistet doch vorzügliche Dienste, schon durch die kriegerische Natur dieser Völker.

Gewisse Fertigkeiten werden in Armeen Tradition. Die meisten Offiziere von einigem Rang haben über die Lagerkunst, und die Kunst Märsche zu ordnen, vollständigere Begriffe als irgendwo.

Die systematische Lagerkunst ist auch wirklich bei den Oesterreichern zu studiren. Gewöhnlich nimmt ein Heer dort eine so vollkommene Stellung, daß ihr taktisch so leicht nichts anzuhaben ist. Man dehnt sich in einer großen Fronte aus, und schickt die Seitenkorps weit fort, um nicht umgangen zu werden. Die Zugänge zu den Angriffspunkten sind immer vielfältig von Batterien bestrichen, und mit Hindernissen gefüllt. Man hat, um alle Feldverschanzungsarbeit rasch anfertigen zu können, nicht nur viele Ingenieure, Aibem u. s. w., sondern auch Stabspioniere *), die mit Gerätschaften aller Art versehen sind. Die leichten Truppen sind nach allen Seiten hinaus in Städte, Dörfer, Defilees, Büsche,

*) Friedrich II. ließ dagegen sein Pionnierregiment wieder eingehn.

auf Berge u. s. w. postirt, auch das Patrouilliren geschieht exakt, um Ueberfällen vorzubeugen. Ist die Position sehr weit ausgedehnt, so sind wieder diese leichten Truppen gute Verbindungsbehelfe.

Bis auf die Ausnahme, die Buzzelwitz macht, haben die Preußen (wenn sie die Oesterreicher auch an Manövrirfertigkeit übertrafen) sie in diesem Punkt, (von dem Cäsar viel machte) nie erreicht.

Die Franzosen sind in allem, was hier System heißt, im Anfang der Revolutionskriege sehr nachlässig gewesen, (machten den Verstoß jedoch auf andre Art gut) jetzt haben sie nun wohl zufolge der Erfahrung manches wieder aufgenommen, bleiben aber doch gegen die Oesterreicher weit zurück.

Genug, das österreichische Heer hat der verständigen Theorie nach unendlich viel gutes, und daß sich hier auch wissenschaftliche Generale ausbilden, davon liegen die Beweise nicht entfernt.

Siehe, wie die Hoffnungen, die das Kaiserthum in dem beschlossenen Kriege hegt, gewöhnlich erfüllt, ja die drei Unternehmungen wider Frankreich immer empfindlicher bestraft. Wie die Welt das, was man Glück nennt, anzusehn habe,

erwähnten wir oben, es muß natürliche Gründe geben, aus denen sich alles erklärt, die wieder in einem Hauptquell zusammenfließen, und der ist immer im Gemüth aufzusuchen.

Dort muß man den archimedischen Hebel anlegen, und dies versäumen die Herren in dem großen Gebäude neben der Ex. Jesuitenkirche zu Wien, so viel sie auch mit Verständigkeit der Einrichtungen beschäftigt sind.

Wenn man einen Gefangnen oder desertirten österreichischen Soldaten, der einer mißlungenen Schlacht beizohnte, um die Ursache des schlimmen Erfolgs fragt, so (wohl hundert Fälle sind mir der Art vorgekommen) schiebt ers immer auf die Offiziere. Diese genießen also des Vertrauens ihrer Untergebenen nicht. Das liegt in ihrem Betragen. Und dies Betragen wird von oben herab nicht so geleitet, daß es Zutrauen erwecken kann. Der Gemeine muß in seinem Offizier einen Heros sehn, der jeden Augenblick zu sterben bereit ist. Un capitaine des grenadiers ne vit qu'un an, sagt ein Sprichwort unter den französischen Grenadieroffizieren. Der dazu gehörige (poetische) Schwung muß aus dem edlen Stolz emporblühen.

silo, der hunnische Khan Tudun, die süditalienischen Griechen, bekriegten ihn. Aber nimmer zugleich, und mit dem Nachdruck, den die vereinte Macht darbot. So wurden sie einzeln überwunden. Die damalige Zeit, heißt es, war zu einem großen, wohlberedneten Plan noch nicht fähig. Ist's denn die umfrage? Wie wird sie die Geschichte darstellen?

Das Privatinteresse muß allgemein geachtet, und nimmer mit einer Uebervorstellung bedroht werden; so, nicht anders, bringt man die Vereinigung zu Stande.

Oben haben wir beleuchtet, wie der König von Preußen als Bundesgenos zu gewinnen gewesen wäre. Daß er aber, unter den Umständen des Herbstes 1805, den Beiritt versagte, war höchst metallisch. Auch auf sein Verhältniß muß es unvortheilhaft wirken, eine so um sich greifende Macht, wie das neuere Frankreich, neben sich zu sehn; doch nicht er, sondern andere sind an den letzten Verhandlungen Schuld, und von den zu wählenden Uebeln, war noch bei weitem das Temperieren das beste. Eine Abhängigkeit von Oesterreich, nach vorher wählender und gestärkter Kraft, wäre das sichere gewesen, wie nach

das, welches einem nicht glücklichen Kriege Preußens wider Frankreich folgen würde.

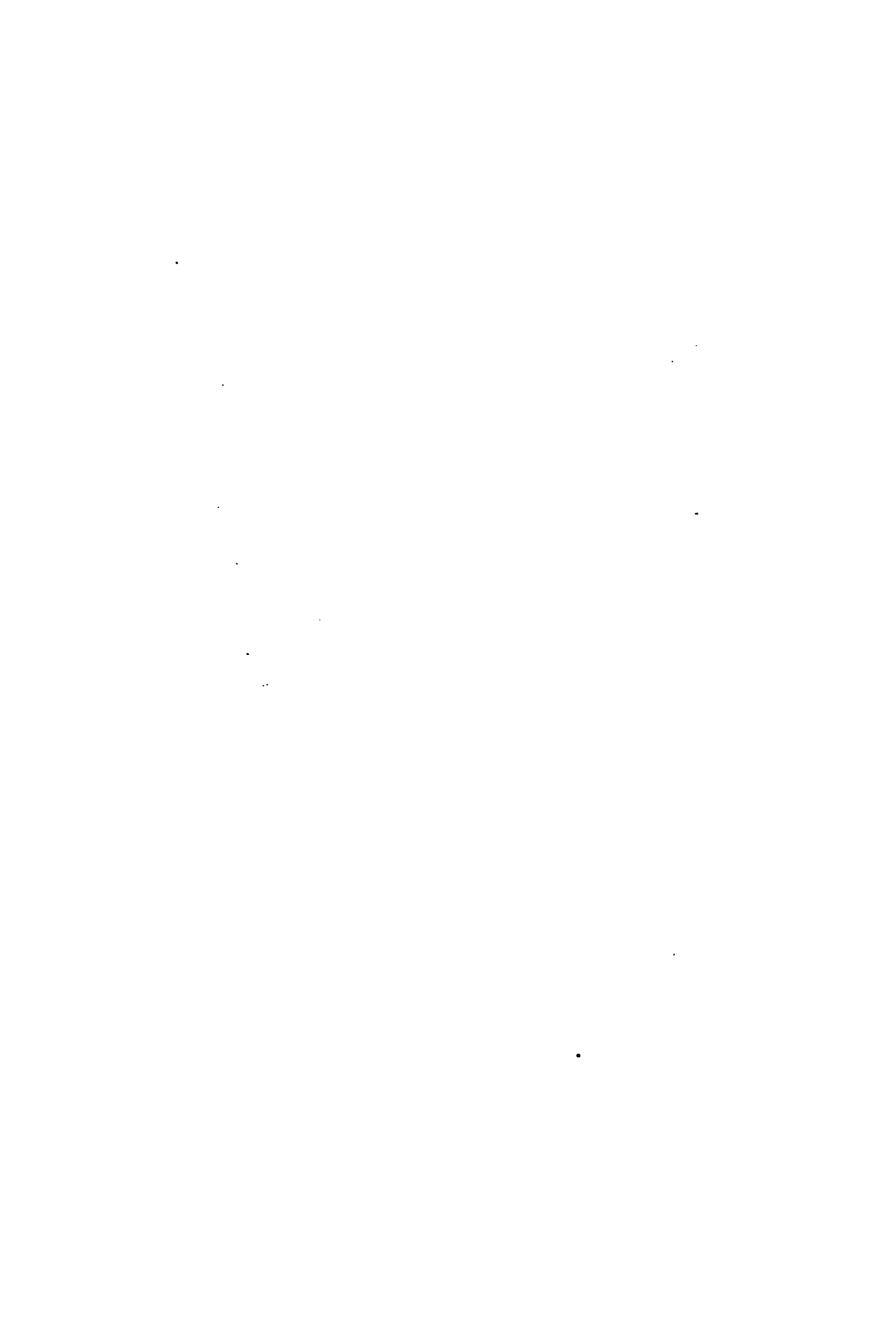
Man mußte den König von Preußen aber zu gewinnen wissen. Es gab dazu Mittel, wir haben sie oben berührt.

From the year 1800 to 1810:

- 1. The first part of the year was very dry and the crops were much injured by the drought. The temperature was unusually high and the wind was very strong.
- 2. The second part of the year was very wet and the crops were much injured by the rain. The temperature was unusually low and the wind was very strong.

The third part of the year was very dry and the crops were much injured by the drought. The temperature was unusually high and the wind was very strong.







DD 17 .V6 C.1
Fragmente uber Deutschlands Po
Stanford University Libraries



3 6105 037 974 131

**Stanford University Libraries
Stanford, California**

Return this book on or before date due.

--	--	--

